



Mr. 17.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 25. Januar.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane. — Kaiserin Augusta und Goethe. Von Julius Bahle. — Janaz von Döllinger. Von Paul Michaelis. — Das Verpetuum mobile. Eine fränkisch-mozentländische Geschichte. Von Heinrich Brugsch (Schluß). — Der Lichtäther als Träger der Electricität bei Fernwirkungen. Von Dr. Adrian (Schluß). — „Der Magentrog.“ Von F. M. — Kleine Kritik.

Stine.

Von
Theodor Fontane.

1. Kapitel.

In der Invalidenstrasse sah es aus wie gewöhnlich: die Pferdebahnwagen klingelten und die Maschinenarbeiter gingen zu Mittag und wer durchaus was Merkwürdiges hätte finden wollen, hätte nichts anderes ausfinden können, als daß in Nummer 98c die Fenster der ersten Etage — trotzdem nicht Östern und nicht Pfingsten und nicht einmal Sonnabend war — mit einer Art Bravour gepußt wurden.

Und nicht zu glauben, diese Merkwürdigkeit ward auch wirklich bemerkt, und die schräg gegenüber an der Scharnhorststrassen-Ecke wohnende alte Lierschen brummelte vor sich hin: „Ich weiß nich, was der Pittelkow'n wieder einfällt. Aber sie kehrt sich an nichts. Un was ihre Schwester is, die Stine, mit ihrem Stübeken oben bei Polzins un ihren Sep'ratschlüssel, daß keiner was merkt, na, die wird grad' ebenso. Schlimm genug. Aber die Pittelkow'n is schuld dran. Wie sie man bloß wieder da steht un rackst und rabatscht! Un wenn es noch Abend wär, aber am hellen, lichten Mittag, wo Vorsig un Schwarzkoppen seine grade die Strafe runterkommen. Is doch wahrhaftig, als ob alles Mannsvolk nach ihr 'raufstucken soll; 'ne Sünd' und 'ne Schand'.“

So brummelte die Lierschen vor sich hin, und so wenig freundlich ihre Betrachtungen waren, so waren sie doch nicht ganz ohne Grund; denn oben auf dem Fensterbrett und kniehoch aufgeschürzt stand eine schöne, schwarze Frauensperson mit einem koketten und wohlgepflegten Wellenscheitel und wusch und rieb, einen Lederlappen in der Hand, die Scheiben der einen Fensterseite, während sie den linken Arm, um sich besser zu

stützen, über das andere Querholz gelegt hatte. Mitunter gönnte sie sich einen Stillstand in der Arbeit und sah dann auf die StraÙe hinunter, wo jenseits des Pferdebahngeleises ein dreirädriger, beinahe eleganter Kinderwagen in greller Mittagssonne hielt. Dem im Wagen sitzenden, allem Anscheine nach überaus ungebärdigen Kinde, das ganz aristokratisch in weiÙe Spitzen gekleidet war, war ein zehnjähriges Mädchen zur Aufsicht beigegeben, das, als alles Bitten und Zureden nichts helfen wollte, dem Schreihals einen tüchtigen Klaps gab. Im selben Augenblick aber schielte die Zehnjährige, die diesen Erziehungsakt gewagt hatte, schein nach dem Fenster hinauf, und richtig, es war alles von drüben her gesehen worden, und die schöne, schwarze Person, die „klapsen und erziehen“ durchaus als ihre Sache betrachtete, drohte sofort mit dem Lederlappen nach der auf ihren Übergriff Getappten hinüber. Auch schien ein Zornausbruch in Worten trotz der weiten Entfernung folgen zu sollen; aber ein befreundeter Briefbote, der gerade die StraÙe heraufkam, hielt einen Brief in die Höh' zum Zeichen, daß er ihr etwas bringe. Sie verstand es auch so, stieg sofort vom Fensterbrett auf einen nebenstehenden Stuhl und verschwand im Hintergrunde des Zimmers, um den Brief draußen auf dem Korridor in Empfang zu nehmen. Eine Minute später kam sie zurück und setzte sich ins Licht, um bequemer lesen zu können. Aber was sie da las, schien ihr mehr Ärger als Freude zu machen, denn ihre Stirn legte sich sofort in ein paar Verdrießlichkeitsfalten, und den Mund aufwerfend, sagte sie spöttisch: „Alter Efel. Zimmer verquer.“ Aber sie war keine Person, sich irgend was auf lange zu Herzen zu nehmen, und so lehnte sie sich, den Brief immer noch in der Hand haltend, weit über die Fensterbrüstung hinaus und rief mit jener eurythmierten Altstimme, wie sie den unteren Volksklassen unserer Hauptstadt nicht gerade zum Vorteil eigen ist, über die StraÙe hin: „Dlga!“

„Was denn, Mutter?“

„Was denn, Mutter! Dumme Föhre! Wenn ich Dir rufe, kommste. Verstehte?“

Ein mit einem alten Dampfessel bepackter Lastwagen, der dröhnend und schütternd gerade des Weges kam, hinderte die unverzügliche Ausführung des Befehls; kaum aber, daß der Rollwagen vorüber war, so nahm Olga den Stoßgriff des Kinderwagens in die Hand und fuhr, quer über den Damm hin, auf das Haus zu und mit einem Ruck in den Hausflur hinein. Hier nahm sie das Kind heraus und ging, während sie den Wagen zunächst unten stehen ließ, treppauf in die Wohnung der Mutter.

Diese hatte sich mittlerweile beruhigt, die Stirnsalte war fort, und Olga bei der Hand nehmend, sagte sie mit jenem Übermaß von Vertraulichkeit, das gewöhnliche Leute gerade bei Behandlung intimster Dinge zu zeigen pflegen: „Olga, der Olle kommt heute wieder. Immer wenn's nich paßt, is er da. Grad' als wollt' er mir ein'n Tort anthun. Ja, so is er. Na, es hilft nu nich und, Gott sei Dank, vor achten kommt er nich. Und nu gehst Du zu Wanda und sagst ihr . . . Ne, laß man . . . Bestellen kannst Du's doch nich, es is zu lang zum Bestellen . . . Ich werd' Dir lieber einen Zettel schreiben.“

Und mit diesen Worten trat sie, von der Thür her, wo dies Gespräch stattgefunden, an einen überaus eleganten und um eben deshalb zu Haus und Wohnung wenig passenden Rokoko-Schreibtisch heran, auf dem eine fast noch mehr überaus raschende ledergepreßte Schreibmappe lag. In dieser Mappe begann jetzt die noch immer hochaufgeschürzte Frau nach einem Stück Briefpapier zu suchen, anfangs ziemlich ruhig, als sich aber, nach dreimaligen Durchblättern der roten Löschpapierbogen, immer noch nichts gefunden hatte, brach ihre schlechte Laune wieder los und richtete sich, wie gewöhnlich, gegen Olga: „Haft es wieder weggenommen um Puppen ausge schnitten.“

„Nein, Mutter, wahr un wahrhaftig nich; ich kann es Dir zuschwören.“

„Ach, geh mir mit Dein ewiges Geschwöre. Haft denn gar nichts?“

„Ja, mein Schreibebuch.“

Und Olga lief, so rasch es ging, in das Neben- und Hinterzimmer und kam dann mit einem blauen Schreibebuch zurück. Die Mutter riß ohne weiteres die letzte Seite heraus, auf deren oberster Zeile lauter ch's standen, und krizelte nun mit verhältnismäßiger Schnelligkeit einen Brief fertig, faltete das Blatt zweimal und verklebte die noch offene Stelle mit Briefmarkenstreifen, von denen sie die gummireichsten immer mit dem Bemerkten „is besser als englisch Pflaster“ aufzuheben pflegte. „So, Olgachen. Nu gehst Du zu Wanda un gibst ihr das. Und wenn sie nich da is, gibst Du's an den alten Schlichting. Aber nich an seine Frau un auch nich an die Flora, die kuckt immer 'rein un braucht nich alles zu wissen. Und wenn Du zurückkommst, dann gehste mit zu Volzaniin 'raun un bestellst 'ne Torte.“

„Was für eine?“ fragte Olga, deren Gesicht sich plötzlich verklärte.

„Appelsine . . . Un bezahlt sie gleich. Un wenn Du sie bezahlt hast, sagste, daß er nichts drauflegen soll, auch keine Appelsinentüde, die doch bloß Pelle un Steine sind . . . Und nu geh, Olgachen, un mach flink, und wenn Du wieder da bist, kannst Du Dir drüben bei Marzahn auch für'n Sechser Gerstenbonbons kaufen.“

2. Kapitel.

Olga säumte nicht und ging in die Hinterstube, um hier ihr rot- und schwarzfariertes Umschlagetuch zu holen, das, neben einem etwas verschliffenen Schirmmütze, ihr gewöhnliches Straßentostüm bildete. Witwe Pittelkow in Person aber stieg, nachdem sie das immer noch schreiende Kind in eine ganz vornehm ausgestattete Himmelwiege gelegt und ihm eine Flasche mit Saugpfropfen in den Mund gesteckt hatte, zwei Treppen höher zu Polzins hinauf, wo ihre Schwester Stine Chambre garnie wohnte.

Polzins waren gut situierte Leute, die das mit dem Chambre garnie gar nicht nötig gehabt hätten, aber trotzdem, aus purem Geiz, alles vermietet, oder doch so viel wie irgend möglich, um ihrerseits frei wohnen zu können, oder wie Frau Polzin sich ausdrückte: „für umsonst einzuziehen.“ Er, Polzin, war, seiner eigenen Angabe nach, „Teppichfabrikant“ (allerdings niedrigster Observanz) und beschränkte sich darauf, unter geblühtlicher Verachtung aller Komplementärarbengezeuge, schmale, kaum fingerbreite Tuchstreifen wie Stroh oder Binjen nebeneinander zu flechten und dies Geschlecht als „Polzinsche Teppiche“ zu verkaufen. „Sehen Sie,“ so schloß jedes seiner Geschäftsgespräche, „solch «Polzinscher» (er behandelte sich dabei ganz als historische Person) wird nie alle; wenn eine Stelle weggetreten is oder der Ehtisch mit seinem Kollfuß ein Loch eingerissen hat, nehm' ich ein paar alte Streifen 'raus un set' ein paar neue 'rein, un alles is wieder propper un fix un fertig. Sehen Sie, so sind die «Polzinschen.» Aber wenn der Smyrnaer ein Loch hat, dann hat er's, und da hilft kein Gott nich.“

Polzin, wie sich aus diesem Redestück ergibt, neigte zu philosophischer Betrachtung, ein Zug, der durch das zweite Metier, das er betrieb, noch eine ganz erhebliche Stärkung erfuhr. Während der Abendstunden nämlich war er bei sich bietenden Gelegenheiten auch noch Lohndiener und wegen seiner Vorsicht und Geschicklichkeit beim Präsentieren in dem zwischen Invaliden- und Chausseestraße gelegenen Stadtteil allgemein beliebt, was Frau Polzin in ihren Gesprächen mit der Pittelkow immer wieder betonte: „Sehn Sie, liebe Pittelkow, mein Mann is ein ordentlicher und manierlicher Mensch, der, weil wir selber ganz klein angefangen haben, am besten weiß, daß es nich jeder zum Wegschmeißen hat. Un sehn Sie, danach präsentiert er auch, und Saucieren, die nich feststehn und immer hin und her rutschen, die nimmt er gar nich. Und wenn Polzin schon eine einzige Plüschtaille verdorben hat, so will ich sterben. Und ebenso galant und manierlich is er auch bei's Mitnehmen. Er is mein Mann, aber das muß ich sagen, er hat was Feines un Bescheidenes un überhaupt so was, was die andern nich haben. Ja, das muß ich ihm lassen. Und da reichen nich hundertmal, daß er mir gesagt hat: «Emilie, heut hab' ich mir mal wieder über meine Kollegen geschämt. Natürlich war es wieder der mit'n Plattfuß aus der Charitéstraße. Glaubst Du, daß er sich auch bloß geniert und ein ganz klein bißchen für Schein und Anstand gejoert hätte? I, Gott bewahre. Ganz dreiste weg, als ob er sagen wollte: ja, meine Herrschaften, da steht der Rotwein, un nu nehm' ich ihn mit nach Hause.»“

So waren die Polzins, an deren Flurthür, trotz einer daneben befindlichen Klingel, die Pittelkow jetzt klopfte, zum Zeichen (so hatte man abgemacht), daß es bloß „Freundschaft“ sei, was zu Besuch käme. Und gleich danach erschienen denn auch Frau Polzin und öffnete.

Die nur drei Stuben zählende Polzinsche Wohnung erfreute sich des Vorzugs eines Korridors, der aber freilich nicht größer war als ein aufgeklappter Spieltisch, und augenscheinlich nur den Zweck hatte, drei auf ihn ausmündende Thüren zu zeigen, von denen die links gelegene zu der verwitweten Privatsekretär Kahlbaum, die mittlere zu Polzins selbst, die rechts gelegene zu Stine führte. Diese hatte das beste Zimmer der Wohnung, hell und freundlich, mit dem Blick auf die Straße, während sich die Kahlbaum mit etwas Beleuchtung vom Hof her und die Polzinschen Eheleute mit einem schrägen Dachlicht begnügen mußten, das, wie bei photographischen Ateliers, von oben her einfiel.

„Liebe Polzin,“ sagte die Pittelkow, als beide Frauen sich oberflächlich begrüßt hatten, „es riecht wieder so sehr nach Petroleum bei Ihnen. Warum nehmen Sie nicht Coaks? Sie werden sich mit Ihrem ewigen Petroleumkocher noch alle Mieter aus der Wohnung kochen. Und Ihr lieber Mann! Was sagt denn der eigentlich dazu? Der muß doch nachgerade bei Puten im Fasanen eine feine Nase gekriegt haben. Und ich weiß nicht, wenn ich ein herrschaftlicher Lohndiener wäre, so was litt' ich nicht. In Gesellschaften immer was Delikats um zu Hause so. Na, meinetswegen. Is denn Stine drin?“

„Ich denke doch, ich habe sie nicht weggehen hören. Und denn wissen Sie ja, liebe Pittelkow, wir sehen nichts um hören nichts.“

„Versteht sich, versteht sich,“ lachte die Pittelkow, „sehen nichts um hören nichts. Und das ist auch immer das Beste.“

* * *

Sehr wahrscheinlich, daß sich dies Gespräch noch fortgesetzt hätte, wenn nicht in eben diesem Augenblick die Thür von rechts her aufgemacht und Stine herausgetreten wäre.

„Tott, Stine,“ sagte die Pittelkow mit einem Ausdruck von Freude. „Na, das ist recht, Kind. Ein Glück, daß Du da bist. Du mußt heute noch runter kommen um helfen.“

Unter diesen Worten waren die Schwestern, während sich Frau Polzin artig, aber grienend zurückzog, in Stines Zimmer eingetreten und auf ein paar kleine Stühle zugegangen, die zu beiden Seiten des Fensters auf einem Trittbrett standen. Draußen am Fenster aber war ein Dreh- und Straßenspiegel angebracht, bei dessen Anbringung der ebenso praktische wie pfliffige Polzin vor Jahr und Tag schon zu seiner Frau gesagt hatte: „Emilie, so lange der da ist, so lange vermieten wir.“

Die Pittelkow setzte sich gegenüber dem Drehspiegel, der denn auch heute wieder, wie zur Bestätigung der Worte Polzins, eine Quelle herzlichen Vergnügens für die hübsche Witwe wurde, nicht aus Eitelkeit (denn sie sah sich gar nicht), sondern aus bloßer Neugier und Spielerei. Stine, die das alles schon kannte, lächelte vor sich hin; auch sie trug einen gewellten Scheitel, aber ihr Haar war flachsgelb, und die Ränder der überaus freundlichen Augen zeigten sich leicht gerötet, was aller sonst blühenden Erscheinung und einer gewissen Ähnlichkeit mit der Pittelkow unerachtet, doch auf eine zartere Gesundheit hin-

zu deuten schien. Und so war es auch. Die brünette Witwe war das Bild einer südlichen Schönheit, während die jüngere Schwester als Typus einer germanischen, wenn auch freilich etwas angekränkelten Blondine gelten konnte.

Stine sah der immer noch mit dem Spiegel beschäftigten Schwester eine Weile zu, dann erhob sie sich, hielt ihr die Hand vor die Augen und sagte: „Nun hast Du aber genug, Pauline. Du mußt doch nachgerade wissen, wie die Zwahlenstraße aussieht.“

„Haßt recht, Kind. Aber so is der Mensch; immer das Dumme gefällt ihm um beschäftigt ihn, um wenn ich in den Spiegel luke und all die Menschen und Pferde drin sehe, dann denk' ich, es is doch woll anders, als so mit bloßen Augen. Um ein bißchen anders is es auch. Ich glaube, der Spiegel verkleinert, um verkleinern is fast ebenso gut wie verhäbschen. Aber Du brauchst nicht kleiner zu werden, Stine, Du kannst so bleiben wie Du bist. Ja, wahrhaftig. Aber, warum ich komme... Tott, man hat doch auch keine ruhige Stunde.“

„Was is denn?“

„Er kommt heute wieder.“

„Nu, Pauline, das is doch kein Unglück. Bedenke doch, daß er für alles sorgt. Und so gut wie er ist und gar nich so.“

„Na, ich wollt' ihm auch. Und den alten Baron bringt er auch mit, und noch einen.“

„Und noch einen? Wen denn?“

„Lies.“

Und sie reichte Stine den eben erhaltenen Brief, und diese las nun mit halblauter Stimme: „Mein lieber, schwarzer Teibel. Ich komme heute, aber nicht allein; Papageno kommt mit und ein Neffe von mir auch; natürlich noch jung und etwas blaß. Aber bleich und blaß, Ei, die Weiber lieben das.“ Sorge nur, daß Wanda kommt und Stine. Wein schick' ich und eine Salatschüssel. Aber für alles andre mußt Du sorgen. Nichts Apartes, nichts Großes, bloß so wie immer. Dein Sarastro.“

„Wer ist denn der Neffe?“ fragte Stine.

„Weiß ich nich. Wer kann alle Neffens kennen. Denkst Du, daß ich mich um seinen Stammbaum kümmerere. Tott, wie mag es damit aussehen. Na, überhaupt. Stammbäume.“

„Laß ihn das nich hören.“

„O, der hört noch ganz andres. Oder denkst Du, daß ich mir wegen eine Treppe hoch mit Klavier um Divan um wegen 'nen Schreibtisch, der immer wackelt, weil er dünne Beine hat, ein Pechpflaster aufkleben soll? Nein, Stinechen, da kennst Du Deine Schwester schlecht. Oder wegen den blaffen Neffen? Ich denk' ihn mir so.“ Und dabei zog sie das Gesicht in die Länge und drückte mit Daum und Zeigefinger die beiden Backen ein.

Stine lachte. „Ja, damit wirst Du's wohl getroffen haben. Und überhaupt, ich find' es unpassend und ungebildet, daß er den jungen Menschen mitbringt. Ein Onkel ist doch immer so was wie 'ne Respektsperson. Für sich mag er ja thun, was er will; aber solchen jungen Menschen... ich weiß nicht, Pauline. Find'it Du nich auch?“

„Na, ob ich finde. Natürlich; erst recht. Aber, Kind, wenn wir davon erst reden wollen, denn is kein Ende. Das is nu mal so; sie taugen alle nichts und is auch recht gut so; Wenigstens für unsereins (mit Dir is es was anders) und für

alle, die so tief drin sitzen im nich aus noch ein wissen. Denn wovon soll man denn am Ende leben?"

„Von Arbeit.“

„Ach Gott, Arbeit. Bist Du jung, Stine. Gewiß, arbeiten is gut un wenn ich mir so die Ärmel aufstremple, is mir eigentlich immer am wohlsten. Aber, Du weißt ja, denn is man 'mal krank un elend, un Olga muß in die Schule. Wo soll man's denn hernehmen? Ach, das is ein langes Kapitel, Stine. Na, Du kommst doch? So Klocker acht, oder lieber noch ein bißchen eh'r.“

3. Kapitel.

Während die Pittelkow oben bei Stine war, um sich dieser für den Abend zu versichern, ging Olga die Invalidenstrafe hinauf, um erst den Brief abzugeben und dann auf dem Rückwege bei Konditor Volzani die Torte zu bestellen. Es war ihr Eile befohlen, aber sie kehrte sich nicht dran, freute sich vielmehr, eine Stunde lang ohne mütterliche Kontrolle zu sein, und getröstete sich, „daß es noch lange hin sei bis Abend.“ An allen Läden blieb sie stehen, am längsten vor dem Schaufenster eines Fußgeschäfts, aus dessen buntem Inhalt sie sich abwechselnd eine rote Schärpe mit Goldfranzen und dann wieder einen braunen Kastorhut mit Reiberfeder als Schönstes wünschte. Diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, war freilich wenig Aussicht vorhanden, aber es schadete nicht viel, weil sich ihre nächste Zukunft unter allen Umständen angenehm genug gestalten mußte. Wanda, wie sie von Tante Stine her wußte, hatte meistens Sandtorte, ja mitunter sogar Schokoladenplätzchen in ihrem Schrank, und wenn sich beides auch nicht erfüllte, so blieben doch immer noch die Gerstenbonbons.

Solchen Betrachtungen hingegeben, kam Olga bis an die Chausseestraße, wo, wie gewöhnlich in dieser kirchhofreichen Gegend, ein großes Begräbnis die Straßenpassage hemmte. Olga, weitauf davon, irgend welchen Anstoß an dieser Wegstörung zu nehmen, wünschte ganz im Gegenteil, dieselbe so lange wie möglich andauern zu sehen und stellte sich, besseren Überblicks halber, auf eine vor einem Öl- und Spiritusgeschäft angebrachte Steintreppe. Der Wagen mit dem Sarge war schon eine Weile vorüber, so daß sie nur noch das versilberte Kreuz über einem Meer von schwarzen Hüten hin und her schwanke sah. Kutschen fehlten im Zuge (so wenigstens schien es), dafür aber folgten allerlei Bau-Gewerke mit Bannern und Musik, und während noch aus der Front her der Trauermarsch der Zimmerleute bis weit nach rückwärts tönte, klang schon aus der Mitte des Zuges und vom Dranienburger Thor her ein zweiter und dritter Trauermarsch herauf, so daß Olga nicht wußte, worauf sie hören, und welchem Geblase sie den Vorzug geben sollte. Neben dem eigentlichen Gefolge drängten breite Volksmassen mit vorwärts und ließen nur allemal eine schmale Gasse frei, wenn reitende Schutzleute von der Luene her bis an die Spitze des Zuges und dann wieder zurückporgten. „Wer es nur is?“ dachte Olga, in deren Herzen etwas von Neid aufsteigte, so schön begraben zu werden, aber soviel sie horchte, sie konnte es bei den mit ihr auf der Steintreppe Stehenden nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen. Einer versicherte, daß es ein alter Mauerpolier, ein anderer, daß es ein reicher Ratszimmermeister sei, während eine mit braunem

Torstaub ganz überdeckte Frau, die der herannahende Zug sichtlich beim Abladen unterbrochen hatte, von nichts Geringerem als von einem Minister für Maurer- und Zimmerleute wissen wollte. „Dummes Zeug,“ unterbrach sie der nebenan wohnende Budiker, „so was giebt es ja gar nich.“ Aber das Torpweib ließ sich nicht stören und sagte nur: „Warum nich, warum soll es so was nich geben?“ Und so stritt man sich hin und her. Endlich aber war der Zug vorüber, und Olga passierte nun den Damm und bog hundert Schritte weiter abwärts in die Tiedstraße ein.

Nummer 27a war das dritte Haus von der Ecke: fünf Fenster Front, drei Stock und eine kleine Mansarde. Der Wirt, ein Kupferschmied, hatte den Hof in eine halb offene Werkstatt verwandelt, in der nun, den ganzen Tag über, auf oft zweimannshohen Brantfesseln herumgehämmert wurde, bei welchem Gedröhn und Gehämmre Wanda ihre Rollen lernte. Es that ihr nichts, ja sie hätte nirgends lieber wohnen mögen, und der Kupferschmiedegeselle, der auf der obersten Kesselrundung oft stundenlang herumritt und sich dabei in platonischer Liebe (der einzigen, die Wanda so kleinen Leuten gestattet) verzehrte, war jedesmal ihr guter Freund. Ihre von Glasermeister Schlichting abgemietete Wohnung lag nämlich nach dem Hofe hinaus und hatte hier ihren eigentlichen Auf- und Eingang. Hier befand sich denn auch ihre Klingel und ihre Karte: „Wanda Grünmacher, Schauspielerin am Nordend-Theater.“

Und dieses Titels durfte sie sich rühmen, wie manche Berühmtere. War sie doch ein Liebling der Bühne, die das Glück hatte, sie zu besitzen, und nicht nur ein Liebling des Publikums, sondern auch des Direktors, der, persönlicher Beziehungen zu geschweigen, vor allem das an ihr schätzte, daß sie, mit Ausnahme der Gage, vollkommen präntionslos war und alles spielte, was vorkam. „Immer tapfer in die Bresche,“ war einer ihrer Lieblingsätze. Sie war überhaupt für leben und lebenlassen, behandelte delikate Vorkommnisse von einem gewissen höheren Standpunkt aus und hatte stereotype, dem urältesten Berliner Witzfond entnommene Wendungen, in denen sich ihre Stellung zum „Ideal“ ausdrückte. Sie zog, dementsprechend „ein gutes Gehalt einer schlechten Behandlung vor,“ und wenn ihr bei Soupers mit Bourgeoiswitvern, einer ihr besonders sympathischen Gesellschaftsklasse, die Speisekarte gereicht wurde, so zeigte sie mit einem ihr fleidenden und seine Wirkung nie verfehlenden Ernst auf das rasch als Bestes und Teuerstes erkannte, jedesmal feierlich hinzusehend: „Dafür laß ich mein Leben.“

So Wanda Grünmacher, Tiedstraße 27a.

Olga, die sonderbarerweise noch nie Bestellungen bei der Schauspielerin zu machen gehabt hatte, klingelte zunächst vorn bei Schlichtings, und Fräulein Flora Schlichting erschien denn auch, halbverschlafen, an der Thür und öffnete.

„Is Fräulein Wanda zu Haus?“

„Zu Haus is sie; ich glaube, sie schläft. Hast Du was abzugeben?“

„Ja. Aber ich soll es ihr selber geben.“

„Ja, gib man . . .“ Und damit griff sie nach dem Briefe. Olga zog aber energisch zurück. „Nein, ich darf nich . . .“

„Na, denn komme morgen wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserin Augusta und Goethe.

von
Julius Bahle.

Wenn Menschen, erhaben durch Geburt oder durch geistige Großthaten, dem irdischen Auge entrückt sind, dann ruht der Blick der Lebenden gern auf den Spuren ihres Erdenvallens, und indem er aus ihrem Ausnahmewesen, ihrer Ausnahmstellung das allzeit Menschliche heraus sucht und sich zum ewigen Besitze macht, wandelt sich der augenblickliche Schmerz über den Verlust jauch und leise zu dem trostreichen Bewußtsein eines dauernden Gewinnes. So hat Goethe nach dem Tode der edlen Anna Amalia die Hauptpunkte aus ihrem gehaltvollen Leben und segensreichen Wirken herausgehoben und mit einem Rahmen allgemeiner Betrachtungen umgeben, die uns auch heute, wo wir noch trauernd an dem Grabe der Urenkelin jener Fürstin stehen, in den Sinn kommen. „Das ist der Vorzug edler Naturen,“ sagt der Dichter, „daß ihr Nüchternen in höhere Regionen wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben: daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfsreichen im Leben hinvenden, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.“

Daß das Verweilen der hohen Frau auf der Erde im wahrsten Sinne des Wortes ein segensreiches, daß sie wohlwollend und hilfreich gewesen ist, das rühmen diejenigen zu meist, die im Kampfe für das Vaterland die Schmerzen der Verwundung haben erdulden müssen. Aber auch die Werke des Friedens förderte sie mit regem Geiste, und ihr verständnisvolles Interesse für Künste und Wissenschaften ist bekannt. Wie hätte sie auch ungerührt bleiben können von dem Zauber der Poesie, die sie von der Wiege auf umschwebte und die schon dem zarten Kinde voll aus Ohr klang. Der Genius, dem einst ihre Urgroßmutter und ihr Großvater eine wirtliche Stätte bereitet hatten, ließ ein Gastgeschenk zurück, dessen Segen auch auf den folgenden Geschlechtern ruhte und noch ruht.

„Steis ist Dein Anteil groß
Am Großen, das Du wie Dich selbst erkannst“

möchte man von ihr sagen, wie jene Leonore von Sanvitale zur Prinzessin von Este, und Weimar ein neues Ferrara nennen.

Als Prinzessin Marie Luise Auguste Katharina als zweite Tochter des Erbprinzen Carl Friedrich und der Großfürstin Maria Paulowna am 30. September 1811 geboren wurde, da lebte von den Geistesfürsten der Dichterresidenz nur noch einer: Goethe. Schiller, der einst der in Weimar einzziehenden jungen Mutter der Prinzessin die Künste in blühendem Ver-eine huldigend entgegengeführt hatte, war bei den Toten. Aber seine dem Hofe nahe verbundene Witwe hat in Briefen an die ihr befreundete Prinzessin Karline, die dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählte Schwester Carl Friedrichs, über Geburt und Kindheit der Prinzessin mancherlei berichtet. Sie schildert sie, kurz nach der Geburt, als ein wunderschönes Kindchen. „Es liegt so vornehm da und so vernünftig, daß man sich gar nicht wundern würde, wenn eine Krone mitgeboren wäre. Es hatte (bei der Geburt) eine Hand über die Augen gelegt, als wenn es die Welt nicht gern sehen wollte, vielleicht den Kometen nicht, aber der war in der Geburtsstunde so wunderschön und flammend, daß er ihr gewiß Glück bringt.“ Im Sommer des nächsten Jahres sieht sie Prinzessin Auguste mit ihren drei Jahre älteren Schwesterchen Marie Luise Alexandrine im Belvedere, beide glücklich wie die Engel, lebend mit der Natur, den Vögeln und den Blumen. Sie findet schon in so früher Kindheit einen Gegenatz der Charaktere. — Die

liebliche ältere Schwester ist verständig, klug, zartfühlend. „Die Prinzessin Auguste hat einen heftigen Willen und ist so stark und fest; sie läßt nicht los, was sie anfaßt.“ Dann nennt sie sie wieder „wunderschön und so freundlich,“ und im Sommer des nächsten Jahres schreibt sie: „Es ist ein seltenes Kind, so ein Ausdruck von Gutmütigkeit in ganzen Wesen, von Braubheit existiert selten.“ Und im April 1814: „Schöner (als Prinzessin Marie) wird Prinzessin Auguste werden. Sie gleicht der Hoheit (ihrer Mutter) am meisten, und ihre Gestalt entwickelt sich recht schön. Prinzessin Marie ist eigentlich viel sanfter als die Schwester und läßt sich viel von ihr gefallen.“

Bei dem echt freundschaftlichen Verhältnis, in welchem Goethe zum ganzen Hofe stand, ist es erklärlich, daß sein Anteil schon frühzeitig die Enkelkinder seines fürstlichen Freundes begleitete. Die Mutter, von Goethe ihrer hohen Tugenden wegen verehrt, hätte kaum jemanden finden können, der für die Erziehung der Kinder besser mit Rat und That ihr zur Seite stehen konnte. Er sorgte für treffliche Lehrer und bekümmerte sich auch, als gälte es seiner eigenen Familie, um die teilweise recht delikate Regelung der Honorare. Als Sommeraufenthalt für die Prinzessinnen hatte man den schönen und großen Garten des Hofrats Griesbach in Jena gewählt, und hier nahm sich nun Goethe, der oft in die für seine Arbeiten so ergiebige Einsamkeit Jenas flüchtete, der Kleinen aufs rührendste an, wobei ihm sein Freund, der treffliche Meyer, behilflich war. Wie sich die beiden bemühten, in gemüthlicher, spielender Weise den Sinn der Kinder schon auf Großes hinzulenken, zeigt ein Brief Meyers an die Großfürstin aus dem Mai 1816, worin es heißt: „Prinzessin Maria zeichnet alle Tage ein wenig, wir verfertigen Jenaische Gartenhäuser im gotischen Geschmack, wie auf dem Wege nach Zwätzen gebaut sind. Auch auf der Kunigsburg sind wir gewesen und haben in Kunitz selbst den Studenten das Lied «Ein freies Leben führen wir» abgelernt. Eines Abends empfahl sich Goethe dadurch, daß er allerlei Merkwürdiges aus dem Orient berichtete und der Prinzessin Chinesisch und Arabisch vorschrieb, ein andermal ich mit gar sinn- und geistreichen Bettlergeschichten. Nächstens werden ceylonische Märchen von Schlangen unsere Unterhaltung sein, worauf Goethe schon seit ein paar Tagen studiert und die gehörigen Quartanten nachgeschlagen hat. Prinzessin Auguste ist wie immer recht lieb und wohnt hier neben mir im Schlosse.“ Als die Großfürstin den Garten käuflich erwerben wollte, da leitete Goethe die Verhandlungen mit der Besitzerin, Griesbachs Witwe, die von dem geliebten Grundstück nicht gern ließ. Er brachte den Kauf zu gutem Ende und gab selbst seinen Rat für die schleunige Möblierung des Wohnhauses. Im Frühjahr 1818 konnten die Prinzessinnen den Garten beziehen, der jetzt den Namen „Prinzessinnen-Garten“ führte und auch heute so genannt wird. Goethe war bedacht, den Kindern hier einen heiteren, nützlichen Sommer zu bereiten, und wirklich entfaltete sich zwischen Wiesen, Blumenbeeten und Laubgängen ein glückliches Kinderleben, an dessen harmlos-fröhlichen Spielen selbst die Würde des Herrn Geheimrats ein teilnehmendes Gefallen fand. Auch die prächtige Umgebung Jenas bot Gelegenheit, die fürstlichen Mädchen mit irgend einem Spaz zu erfreuen; so hatte er ihnen einen kleinen Scherz in den sogenannten Teufelslöchern bereitet, der wohl abließ und ihnen Vergnügen machte. In diesen Jahren, bemerkt er dazu, bedürfe es eines geringen Anlasses, um überrascht zu werden und zufrieden zu sein.

Dieses Jahr war für den Hof und das ganze Land ein rechtes Freudenjahr; es segnete das erprinzliche Paar mit einem Sohne. So konnte Goethe der im Dezember dieses Jahres zum Besuche ihrer Tochter in Weimar eintreffenden russischen Kaiserin Marie Feodorowna in dem ihr zu Ehren gedichteten Maskenzuge huldigend zurufen:

„Sehn wir Enkel Dich umschweben,
Reichlich, wie Granate glüht,
Segnen wir das Blütenleben;
Denn Du bist es, die erblüht.“

Zu ihrem neunten Geburtstag widmet Goethe der Prinzessin einen Kupferstich von Elzheimers Aurora, mit folgenden, im Prinzessinnen-Garten geschriebenen Strophen:

„Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in seinen Lüften,
Alle seh'n sich nach Dir um;
Berge schauen dort herüber,
Leuchten schön und jauchzen lieber;
Doch der schöne Tag ist stumm.

Luft Schalmeyen will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles, was nur Freude regt;
Selbst an seiner strengen Kette
Springt das Fröndchen um die Wette,
Zimmer hin und her bewegt.

Und so täuschen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geschnüßet.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich. Erscheine wieder!
Denn der neue Frühling blüht.“

Im Oktober 1824 reiste das erbgroßherzogliche Paar zu längerem Besuche der Kaiserin nach Petersburg; die beiden Prinzessinnen begleiteten die Eltern auf dieser Reise, die sie aus der Ruhe und Einfachheit der Weimariſchen Verhältnisse zum erstenmal hinausführte auf die hohen Wogen eines breiten und glänzenden Lebens. Damit der Unterricht nicht unterbrochen werde, ging ihr Lehrer, Professor Hand aus Jena, mit. Goethe schreibt im Februar 1825 an die Erbgroßherzogin: „Wir vergegenwärtigen uns gern die glückliche Vereinigung des höchsten Familienkreises und betrachten mit Ehrfurcht die erste Freude der erhabenen Eltern an den hoffnungsvollen Erzeugten, welche glücklich einer stetigen Fortbildung genießen, indem sie den Gang des bisherigen Unterrichts ununterbrochen verfolgen und zugleich zu den großen Ansichten eines grenzenlos ausgebreiteten Reichs und aller Schätze der Hauptstadt hingeführt werden.“

Weitere Nachrichten über nähere Beziehungen der jungen Prinzessin zu Goethe fehlen. Doch ist anzunehmen, daß das schöne Einvernehmen sich erhielt, daß sie auch ferner hier Einsprache nahm, um sich an diesem reichen Quell der Erbauung und Belehrung zu erlaben. Auch sie hat gewiß zur Jubelfeier des 7. November 1825 dem greisen Dichter im Verein mit dem ganzen Hofe ihre Huldigung dargebracht.

Im November 1826 traten die Prinzen Wilhelm und Carl von Preußen in den Weimariſchen Familienkreis ein; der letztere verlobte sich Weihnachten darauf mit der älteren der beiden Schwestern. Wilhelm von Humboldt wohnte der Verlobung bei und schreibt an den Minister von Stein, nachdem er der hohen Braut reichliches Lob gespendet hat: „Die Schwester, die Prinzessin Auguste, soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit entgangenen Jugend doch einen festeren und selbständigeren Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geist sprüht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln.“ Drei Jahre darauf, am 16. Februar 1829, verlobte sie sich, kaum erst zur holden Jungfrau erblüht, mit dem Prinzen Wilhelm. Am 5. Juni nahm die Braut von Goethe Abschied. Noch am selben Tage meldete es dieser an Zelter, mit dem Zusatz: „Sie ist wirklich so bedeutend als liebenswürdig. Mag es ihr wohl ergehen in dem ungeheuer weiten und bewegten Element!“

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen; aber er, der ihn ausgesprochen, hat es so wenig erlebt wie Charlotte von Schiller die Erfüllung ihrer Prophezeiung, daß das Schicksal ihr eine Krone mit in die Wiege gelegt zu haben scheinete. Auch in der Ferne wurde die Fürstin dem Geiste, in dem sie aufgewachsen war, nicht untreu, und sie gedachte gern und mit dankbarer Anhänglichkeit des edlen Begleiters ihrer Jugend. Sie hat auch seiner nicht vergessen zu seinem letzten Geburts-

tage und in einem Glückwunschschreiben ihn ihrer dauernden Verehrung versichert. Goethe antwortet am 9. November 1831 und spricht gleich seinen Glückwunsch zur glücklichen Geburt eines Sohnes, des nachmaligen Kronprinzen und Kaisers, aus: „In solchen Augenblicken, wo wir mit Bewunderung die Fülle der vegetativen Natur betrachteten (in Belvedere war eine Ausstellung des landwirtschaftlichen Vereins gewesen), traf eine Nachricht ein, die uns ganz an das höchste Ziel menschlicher Glückseligkeiten versetzte, die Genesung Ev. königlichen Hoheit und zugleich die frische Belebung des auf alten ehrwürdigen Grundwurzeln immer sich neu verzweigenden Stammes. Wie jenes Zusammentreffen der Ereignisse, der gleichsam zufälligen Vorbedeutungen und Übereinstimmung des Erfolges uns angeregt, gerührt und erhoben hat, kann ich nur höchsteroseiben eigener Empfindung anheimgen und nur sagen, daß ich mich glücklich finde, in so bedeutenden Augenblicken meinen schuldigen Dank für das gnädigste Andenken, dem ich mich zu allen Zeiten ernstlich empfehle, verbindlichst abzustatten, in treuer Mitempfindung des frohen Behagens, das, wie es im gleichen Fall den Geringsten entzückt, nun auch auf den höchsten Stufen menschlicher Zustände waltet.“

Während ist es, wie die Fürstin sein Andenken nach seinem Tode ehrt in einem Schreiben an den Kanzler von Müller, der ihr eine Goethe'sche Handzeichnung und seinen Vortrag „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit“ geschickt hatte.

„Sie haben einen großen Wunsch erfüllt und einer wahren Sehnsucht Genüge geleistet, welche ich nach dem Besitze eines so teuren Andenkens empfinden mußte. Ihnen so zu danken, als ich es wünschte, ist mir leider nicht möglich, da, je größer die Gabe, der Maßstab der Worte um so geringer erscheint. Auch gehört alles, was sich an die Erinnerung eines Wesens wie Goethe knüpft, zu den Gefühlen, die nur empfinden, aber nicht beschreiben werden können. . . Wenn jemals einem zu früh entschwundenen, unsterblichen Geiste ein Denkmal durch Fremdeshand gestiftet, gleichsam sein ganzes Wesen in und vor uns fortbestehen ließ und als schriftliches Unterpfand auf gleiche Kulte bei der spätesten Zukunft Anspruch macht, so ist es gewiß mit alledem der Fall, was Sie über unsern Verlust ausgesprochen haben, besonders aber mit der letzten Denkschrift, durch deren Zusendung Sie mir eine so große Freude verursachten. Ich bewahre sie neben der Zeichnung, als von ihr unzertrennbar und mir eine doppelte Pflicht der Dankbarkeit auferlegend.“

Dies ist alles, was man über die äußeren Beziehungen zwischen der Kaiserin Augusta und Goethe sagen könnte. Sie erfreute sich nur kurzer Zeit dieser ausgezeichneten Freundschaft; und dies in Jahren, wo sie vielleicht den vollen Wert derselben nicht ganz zu schätzen wußte. Aber wenn es einmal ausgesprochen worden ist, daß, wer ihn gesehen, nie unglücklich werden konnte, um wieviel mehr mußte derjenige eines inneren Glücks genießen, dessen Jugend eine lange Strecke neben seiner Bahn einherging. Sie trug neben dem frommen Glauben des Herzens auch den Trost jener Religion in sich, den der Besitz der Kunst gewährt; und ein solcher religiöser Akt war es, als sie einem andern deutschen Dichter, dem greisen Grillparzer, zu seinem 80. Geburtstage gratulierte, als „Eine Tochter von Weimar.“ Hier in Weimar lernte sie alles Große schätzen und bewundern; hier aus Weimar nahm sie mit in ihr vielbewegtes Dasein jenen erhabenen Sinn, der das Große nicht im Leben sucht, sondern es hineinlegt aus der Fülle des inneren Reichthums.

Ignaz von Döllinger †

von
Paul Michaelis.

Im 13. Januar hat man Döllinger, den größten Theologen Deutschlands, den die katholische Kirche in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat, zu Grabe getragen. Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß die Papstkirche unfähig ist, große, selbständige Männer noch heute zu ertragen, so hat ihn Döllinger geliefert; ein Mann, der sein ganzes Leben in den Dienst der einen allgemeinen Kirche gestellt hat, der auf allen Gebieten katholischer Wissenschaft bahnbrechend gewesen ist, der oft genug das Schwert des Geistes für sie geschwungen, mußte doch den Schmerz erleben, von ihr ausgestoßen zu werden. Vielleicht nie ist von ultramontaner Seite ein Mann so sehr verlästert und mit Schmach und Hohn bedeckt worden, als Döllinger. Noch im Tode hat man ihn verfolgt; der Erzbischof von München verbot die Teilnahme an seinem Begräbnis: „Nicht gedacht soll seiner werden!“ Sein Freund, Professor Friedrich, der neben ihm im Kampfe gegen die Beschlüsse des vatikanischen Konzils, besonders der Unfehlbarkeits-Erklärung des Papstes stand, mußte ihm die Grabrede halten. Allerdings, dieser Nachruf war glänzend; Döllingers Bedeutung als Gelehrter wie als Mensch, als Forscher und Kämpfer trat in ein helles Licht, — um so mehr, da alle Ausführungen Friedrichs der Wirklichkeit entsprachen. Döllinger ist wirklich das gewesen, als was ihn der Nachruf preist, der gelehrteste katholische Kirchengeschichtsschreiber Deutschlands, der unerschütterliche Befürworter seiner Überzeugung, der rastlose Arbeiter, dem selbst das höchste Greisenalter nichts von seinem Feuereifer nehmen konnte. Um so schärfer erscheint der Gegensatz einer Kirche, die selbst vor ihren geistesmächtigsten Vertretern nicht Halt macht, sobald diese nicht willens sind, ihre Vernunft zum Opfer zu bringen. Aber dafür begleitet die Teilnahme der Gebildeten von ganz Europa diesen Mann zu Grabe, der durch sein Beispiel einen Beweis gegeben hat für die siegreiche Macht der Wahrheit.

Der Entwicklungsgang Döllingers bewegt sich ununterbrochen in aufsteigender Linie. Von einem jugendlichen Schwärmer, der nicht viel mehr war als ein fanatischer Pfaffe, hat er sich in unermüdlicher Arbeit hinaufgerungen zu einem Manne, der in Wahrheit auf der Höhe des Lebens stand und mit großartigem Überblick die Schicksale der Menschheit überjah. Außerlich angesehen, verlief das Geschick Döllingers in engbegrenzten Bahnen. Die Gelehrtenlaufbahn war ihm durch seine Familie und deren Überlieferung seit einer Reihe von Generationen vorbestimmt; denn Vater wie Großvater waren als Forscher und Gelehrte zu Ehren und Ansehen gekommen; seine Neigung wies ihn zur Theologie. Von Anfang an zeigte er ein glänzendes Talent und eine ungewöhnliche Ausdauer. Schon mit zweiundzwanzig Jahren erhielt er die Priesterweihe, mit sechsundzwanzig Jahren wurde er zum außerordentlichen Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der Universität München ernannt. Sein Name erhielt durch kirchengeschichtliche Arbeiten bald einen guten Klang, wenn auch zunächst nur unter den Fakultätsgenossen. Vor allem stellte er schon damals den Grundsatz auf, daß die Geschichtsschreibung ihre Kraft nicht in dem Streite um kleinliche und nebensächliche Dinge vergeuden dürfe; die unwichtigen und haltlosen Behauptungen, die der orthodoxen Kirchengeschichte als unantastbar erschienen waren, seien fallen zu lassen, damit man das Wichtige und Notwendige um so besser und leichter verteidigen könne. Doch war dies durchaus nicht so gemeint, als hätte er sich mit der katholischen Kirche zerfallen gefühlt; im Gegenteil, es gab von jener Zeit, d. h. etwa von 1830 bis in die Mitte des siebenten Jahrzehnts, keinen streitbareren, überzeugteren, kampfesmutigeren katholischen Theologen, als Döllinger. Mit schneidender Schärfe vertrat er in zahlreichen Streitig-

keiten den schroffsten ultramontanen Standpunkt. Bis 1870 konnte er für den eigentlichen Vertreter des Katholizismus in Deutschland gelten, weshalb ihn auch Carl von Hase, sein protestantischer Rivale, der von so grundsätzlich verschiedenem Standpunkt in seiner Jugend ausging, um mit dem langjährigen Gegner im Greisenalter fast in derselben Weltbetrachtung sich zusammen zu finden, in seiner „Polemik“ als katholische Autorität behandelte. Der erste Streit, in den Döllinger sich einließ, ging eigentlich seine engere Heimat, Bayern, nichts an. Es handelte sich um die Mißhehenfrage, die in Preußen aktuell geworden war. Friedrich Wilhelm III. hatte durch seinen geschickten Geschäftsführer, den damals durchaus pietistischen Josias von Bunsen, den Papst zu Zugeständnissen in dieser oft umstrittenen Frage zu bewegen gesucht. Der König hatte von seinem Standpunkt aus recht, denn er vertrat die Parität; der Papst seinerseits war durch die Tradition seiner Kirche gebunden, doch erließ er ein mildes Breve, das die gehorsamen Bischöfe in einer geheimen Vereinbarung nach dem Willen des Königs auslegten. Dies ging eine Zeit, bis der streitbare Kölner Erzbischof von Droste-Bischoff die Intriguen, die gegen den päpstlichen Hof gespielt waren, rücksichtslos aufdeckte und im ganzen katholischen Deutschland einen gewaltigen Sturm des Unwillens erregte. Der preussische Staat verteidigte sich durch Bunsens Mund geschickt, doch nicht überzeugend; Görres donnerte gegen die Unterdrücker der Kirche; auch Döllinger redete drein; seine Schrift „über gemischte Ehen, zugleich Beurteilung der Bunsenschen Darlegung in der Kölner Sache“ erlebte rasch hintereinander eine Reihe von Auflagen; sie entsprach ganz den Erwartungen, die man an den Münchener Professor gestellt hatte. Voll schneidender Schärfe, mit großer Kenntnis und dem nötigen Fanatismus geschrieben, schien sie eine würdige und geschickte Verteidigung des katholischen Standpunktes, der mit seinem „non possumus“ hartnäckig alle staatlichen Verlockungen als Teufelsgeheiß zurückweist.

Dieselbe harte Stirn zeigte Döllinger in dem famosen Vola Montez-Streit. Der zu einer Gräfin erhobenen Tänzerin sollte das Indigenat erteilt werden. Der Minister Abel, dessen Geschäftsführung die ultramontanen Interessen übrigens mit Zustimmung des Königs in ungerechtester Weise begünstigte — wurde doch auch den evangelischen Soldaten befohlen, bei katholischen Kultushandlungen die Kniee zu beugen, wozu Döllinger seinen beredten Segen gab — fand hier den Mut, dem Wunsche des Königs die Zustimmung zu verweigern. Abel erschießt seine Entlassung; Döllinger, der mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen Abel den Dank der Universität aussprechen wollte, wurde in den Ruhestand versetzt, womit auch seine Thätigkeit in der Kammer ein Ende nahm. Doch schon im nächsten Jahre, 1848, tritt er wieder hervor. Im Frankfurter Parlament kämpft er als Führer der katholischen Vertreter für die Selbständigkeit der Kirche in allem, was ihre Verfassung und Verwaltung angeht. Und er erreicht es, daß seine Forderungen in die deutschen Grundrechte aufgenommen werden. Auch wird er von Ludwigs Nachfolger, Maximilian II., 1849 wieder in seine Professur an der Universität eingesetzt. Im Laufe der nächsten Jahre veröffentlichte er eine Reihe von höchst wertvollen kirchengeschichtlichen Studien, wie denn überhaupt neben seiner agitatorischen Thätigkeit sein Forschergeist unermüdlich bei der Arbeit war. Es hat keinen Zweck, diese Arbeiten hier einzeln aufzuzählen. Sie sind auch zum Teil durch neuere Untersuchungen und Funde, besonders was den Hippolytus betrifft, überholt. Aber sie zeigen seine außerordentliche Bekanntschaft in den Kirchenvätern und in der gesamten kirchlichen Litteratur ebenso wie seine erstaunliche Kombinationsgabe, die alle Einzelheiten zugleich im Rahmen des großen Ganzen sieht und einordnet. Doch trat daneben auch sein ultramontaner Standpunkt in andern Veröffentlichungen scharf hervor. In seiner Skizze „Luther“ (1851) und in dem umfangreichen Werke „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen“ (1846—48) erhebt er sich kaum

über das Niveau einer Geschichtsbetrachtung, wie sie von Johannes Zausen geübt wird. Auch in der Schrift „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat“ (1861) herrscht dieser Standpunkt noch vor. Er will die Verrottung der protestantischen Kirchen nachweisen aus Zeugnissen, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen sind; und er hat darin in der That derselben einen allerdings tendenziösen Spiegel vorgehalten, in dem die Protestanten alle ihre Schwächen und Mängel schonungslos zurückgeworfen sahen; eine That der Wiedervergeltung, denn die protestantischen Theologen des sechzehnten Jahrhunderts hatten es Rom gegenüber nicht anders gemacht. Er spottet hier über die unsichtbare Kirche, dieses „Gedankenkind;“ über eine Gemeinschaft, „in welcher wohlklingende Phrasen von einem stillen Geisterbunde den Abgrund der Kirchenlosigkeit verdecken müssen.“ Kurz, er möchte gar zu gern noch Katholik mit voller Überzeugung sein.

Aber er ist es nicht mehr. Schon 1857 fängt es an. Er reist nach Rom, und es geht ihm dort, wie es einst Luther ging, ernüchert und enttäuscht kehrt er zurück. Auch der italienische Krieg und die klägliche Rolle des Papstes bei demselben begabte ihm nicht. Im Jahre 1861 hält er in München zwei Vorträge, in denen ausgeführt wird, daß die weltliche Macht des Papstes nicht unbedingt zu seiner Stellung notwendig sei, und daß vielleicht einst diese Macht aufgehoben werden müsse. Dem folgte einige Jahre später ein berühmtes gewordenes Werk, „Die Papstfabeln des Mittelalters.“ Döllinger gab nur preis, was von protestantischer Seite längst als unhaltbar erwiesen war, besonders die sogenannte Konstantinische Schenkung, d. h. die Behauptung, der Kirchenstaat sei dem Papst bereits von dem ersten christlichen Kaiser zu seiner souveränen Verfügung überlassen worden; aber eine Preisgabe von seiten eines solchen Vorkämpfers des Ultramontanismus mußte freilich ganz besonders einschlagen. Ueberhaupt war ihm Pius IX. verächtlich, dieser Mann, dem er spottend nachsagt, er habe im Laufe eines Menschenalters drei neue Glaubenslehren geschaffen; denn Döllinger war bis an sein Ende der Überzeugung, daß alle Dogmen ihre Grundlage in dem Urchristentum haben müßten. Besonders der Syllabus, dieser wahnsinnige Protest gegen die gesamte Errungenschaft der modernen Zeit, erregte seinen Unwillen. Sein Kollege Friedrich und ein dritter katholischer Gelehrter gaben mit ihm zusammen 1869 ein Buch heraus, den „Zanuss,“ in dem der Syllabus scharf und mit unwiderleglichen Gründen bekämpft wurde. Aber vollends fühlte sich Döllinger zur Opposition getrieben durch das vatikanische Konzil. Diese Ansprüche des Papstes, seine Unfehlbarkeit in allen Dingen des Glaubens und der Sitte zu proklamieren, erschienen ihm als übermüthige Selbstverherrlichung, ebenso sehr durch die Ueberlieferung wie durch die Geschichte der Kirche widerlegt. Doch umsonst erhob er von München aus Protest gegen diese Neuerung in mehreren Gutachten; ebenso umsonst, wie die gebildeten Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und Oesterreichs widerstrebten. Der Papst mit seinen Scharen ergebener Italiener schlug alle Opposition nieder. Die Gegner wurden überstimmt, und einer nach dem andern fügte sich. Nur Döllinger blieb standhaft. Auch als ihn der Erzbischof von München zur Unterwerfung aufforderte, provozierte er nur eine Erwiderung Döllingers, die fast ein Gegenstück, wenn auch unter günstigeren Verhältnissen für den Protestierenden, zu Luthers Auftreten in Worms bildete. Er könne die Lehre von der Unfehlbarkeit weder als Christ, noch als Theologe, noch als Staatsbürger anerkennen. Er wolle in einer Versammlung von Theologen oder Bischöfen nachweisen, daß die Dekrete, welche den Beschlüssen der vierten Sitzung des vatikanischen Konzils zu Grunde gelegen hätten, gefälscht seien, daß sie weder in der Heiligen Schrift noch in der Ueberlieferung begründet erschienen und mit früheren kirchlichen Entscheidungen in Widerspruch ständen. Natürlich wies der Erzbischof das Ansuchen zurück; zugleich wurde den Theologen der Besuch der Vorlesungen Döllingers untersagt. Letzterer hat denn auch nur noch kurze Zeit als Professor ge-

wirkt, er zog sich auf seine Thätigkeit in der Akademie der Wissenschaften zurück, der er schon seit 1835 angehörte, und als deren Vorsitzender er nach dem Tode Liebigs 1873 berufen wurde.

Durch seinen Protest gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes wurde er der Urheber jener reformatorischen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche, des Altkatholizismus, der unter so glücklichen Anzeichen auftrat, um so bald in seinen Fortschritten gehemmt zu werden. Döllinger selbst hat nur kurze Zeit dafür gewirkt. Als man der Gemeinde eine selbständigere Stellung einräumte und ihr eine Vertretung gab, zog er sich zurück; denn er hatte mit dem Zwiespalt zum neuen Dogma keineswegs sein katholisches Kirchenideal aufgegeben. Doch bewegt sich seine theologische Thätigkeit jetzt vorwiegend in einer irenischen versöhnlichen Richtung. Im Grunde griff er damit nur auf Lieblingsgedanken zurück, die ihn schon früher erfüllt und bewegt hatten. Bereits 1848 hatte er in Würzburg seine Gedanken über eine deutsche Nationalkirche vor einer Versammlung von Bischöfen dargelegt. Allerdings handelte es sich für ihn damals nur um einen schüchternen Versuch; die Abhängigkeit von Rom blieb unberührt; auch kam man über einige theoretische Erörterungen nicht hinaus. Jetzt nimmt er diese Gedanken in freierem Geiste wieder auf. In sieben Vorträgen, die er im Jahre 1872 in München hielt, legt er seine Wünsche und Ansichten „über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ dar. Dieses Schriftchen, 1888 neu herausgegeben, ist vielleicht das erquicklichste und anmutigste von allem, was Döllinger veröffentlicht hat. Hier erhebt er sich über den engen Gesichtskreis seiner Kirche und sieht eine Einigung in der Liebe. „Die Zeit wird kommen — und nach der Ansicht und Sehnsucht vieler ist sie bereits gekommen — in welcher die Petrinischen und Paulinischen Kirchen sich zur Johanneischen fortbilden werden, oder, wie man im Mittelalter sagte, in welcher auf die kirchlichen Perioden des Vaters und des Sohnes das Zeitalter des heiligen Geistes folgen wird. Und dies würde dadurch geschehen, daß die bestehenden Kirchen voneinander lernen und annehmen, daß sie ihre eigenartigen Vorzüge und Besitztümer einander mitteilen und so in die edelste Gütergemeinschaft treten, vor allem aber dadurch, daß sie die beiderseits ererbten, diesseits wie jenseits bekannten Lehren und Symbole höher stellen als das, was jetzt noch trennt.“ Er verlangt nach einer Ausgießung des Geistes der Einigkeit, nach einem neuen Pfingstfest der Erleuchtung, des Friedens und der Bruderliebe. Und zwar meint er, daß diese Wiedervereinigung bei Deutschland zu beginnen habe. „Da, wo die Entzweiung entstanden ist, die Trennung geboren wurde, muß auch die Versöhnung erfolgen, muß die Spaltung zu einer höheren und besseren Einheit führen. Das wäre denn die tragische Katharsis in dem großen Drama unserer Geschichte.“ Vor allem tritt von jetzt ab das Patriotische in Döllingers Anschauungen hervor. Er lernt sich wieder als Deutscher fühlen; und damit wird auch seine Ansicht über die Reformation eine gründlich andere. Die Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts erscheint ihm nun als „tief in der Zeit begründet,“ als „notwendig aus den kirchlichen Zuständen der nächst vorausgegangenen Jahrhunderte entwickelt.“ Vor allem aber tritt Luther in ein anderes Licht; er lernt diesen gewaltigen Mann schätzen, weil er ihn verstehen lernt. Er sagt über ihn in den angeführten Vorträgen: „Luthers überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit machte ihn zum Manne seiner Zeit und seines Volkes; es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfasst, ich möchte sagen eingelesen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit;

sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irlehrer und Verfälscher der Nation, nicht anders können: Sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.“ Wahrlich, das sind Worte, die nicht bloß dem gerecht urteilenden Geschichtsschreiber, sondern auch dem edlen Charakter Ehre machen und vieles zudecken, was Döllinger vorher Böses gegen den Fortschritt gesagt hatte. Dem entspricht dann eine tiefgegründete Abneigung gegen Papst und Jesuiten, denen in diesen Vorträgen schonungslos ihre Sünden vorgehalten werden. Trotzdem fiel dieser im edelsten Sinne angeregte Wiedervereinigungsversuch hin. Auch die von Döllinger geleiteten Konferenzen von Theologen, die in den Jahren 1874 und 75 in Bonn stattfanden und bei denen neben den Altkatholiken besonders die griechisch-katholische Kirche und Vertreter der englischen Staatskirche mitwirkten, kamen nicht über akademische Erörterungen hinaus. Es kommt eben für das Bewußtsein der Gegenwart auf die Dogmen der Vergangenheit überhaupt nicht mehr an. Die Erkenntnis ist darüber hinaus, und damit verlieren diese Vermittlungsversuche zwischen den alten Symbolen ihren Wert. Hase hatte recht, wenn er auf das Wort Döllingers: „Die deutsche Einheit ist die Vereinigung der Konfessionen in Deutschland,“ erwiderte: „Es ist vielmehr die fromme, intellektuelle oder nationale Erhebung über den Streit . . . es ist das christliche Sichvertragen beider Kirchen, wie der liebe Gott beide erträgt: jenes wäre die Verzwieselung an einem einigen Deutschland.“

In den letzten Jahrzehnten trat Döllinger besonders durch seine jährlichen Vorträge in der Akademie vor das große Publikum. Er, der sein ganzes Leben streng wissenschaftlich zu arbeiten geübt war, hat gleichsam erst in seinem Alter seine Beantlagung zum Essajisten entdeckt. Er lernte plaudern über alle möglichen Dinge, die ihm bei seiner Forscherarbeit aufgestoßen waren, und die er für geeignet hielt, um daran seine geistreichen Reflexionen zu knüpfen. Er ist hierbei nicht immer tief eindringend, wenigstens ist nicht alles, was er ausspricht, wissenschaftlich unumstößlich; aber immer stellt Döllinger den behandelten Gegenstand unter eigene, tiefdurchdachte Gesichtspunkte, und immer redet er in einer feingebildeten, bisweilen gewaltigen Sprache, wie sie nur einem Menschen eigen ist, der auf der Höhe des Lebens steht. Es liegt in Döllinger, ebenso wie in seinem Freunde Gladstone, etwas von dem alten Goethe, eine Weisheit des Alters, die sich vielleicht mit einigem Eigensinn und verknöcherten Gewohnheiten verbindet, aber auf ein langes Leben solide begründet ist. Als besonders anziehend möchte ich seine Studien über „Dante als Weltbildner“ hervorheben. In einem weiteren Vortrage „die Juden in Europa“ giebt er ein großartiges Bild der Geschichte des Judentums von der Zerstörung Jerusalems an. Die christliche Kirche steht ihm zunächst freundlich gegenüber; erst allmählich, wie sie selbst zu verweltlichen beginnt, faßt sie Haß und Abscheu gegen das erwählte Volk, Gefühle, die immer furchtbarer werden, bis sie im Massenmord ihren Abschluß finden. Die Thatfachen, ohne Brunt erzählt, bilden gerade in ihrer Schlichtheit eine vernichtende Anklageschrift gegen die Kirche, die vom Blute trieft. Sie ist es auch, die zum großen Teil die den Juden anhaftenden Mängel selbst verschuldet hat. Döllinger schließt mit dem Wunsche, daß die besseren Kräfte unter Juden und Christen sich vereinigen möchten, „den Wuchergeist, das Gründerwesen, die Pressfreiheit“ allmählich auszurotten und sich der Pflege der gemeinsamen geistigen Güter zu widmen, — ein Zeugnis, das um so schwerer in der Waagschale liegt, da es in die Zeit der leidenschaftlichen Erörterung der Judenfrage fällt. Von hohem universalen Standpunkt sind auch jene Vorträge gehalten, die sich über die sittliche und wissenschaftliche Entwicklung Italiens oder Amerikas ergehen, die Erörterung der orientalischen Frage in ihren Anfängen, in welcher die Kreuzzüge neu beleuchtet werden; und auch über einzelne Parteien der

Universalgeschichte, soweit sie in einem — oft nur losen — Verband mit der Kirchengeschichte stehen, z. B. Deutschlands Kampf mit dem Papsttum unter Kaiser Ludwig dem Bayer, giebt Döllinger oft ganz neue Gesichtspunkte. Diese Vorträge schließen wahrhaft würdig ein reiches Leben ab, sie ziehen die Summe aus fast siebenzigjähriger Arbeit, indem sie die Resultate geben fast ohne Spuren der Mühe, mit welcher die Erkenntnis gewonnen wurde.

Bei der Betrachtung der Persönlichkeit Döllingers darf man allerdings nicht vergessen, daß seine Gestalt deshalb so besonders leuchtet, weil sie sich von einem dunkeln Hintergrunde abhebt. Mit Ausnahme von Möhler, der ihm an spekulativer Kraft überlegen war, hat dies Jahrhundert keinen bedeutenden katholischen Theologen hervorgebracht. Döllinger selbst gesteht es ein: „In der Theologie ist das Mißverhältnis derart, daß die protestantische Theologie mindestens sechsfach — quantitativ und qualitativ — reicher ist als die katholische.“ Um so schärfer tritt dann eine solche bedeutende Gestalt hervor. Aber Döllinger war doch nicht bloß Theolog. Er war zugleich ein Mann von universalen Bildung, in jeder Beziehung gebiegen, von festem Charakter, von unermüdbarem Verlangen nach Wahrheit, von gewaltiger Arbeitskraft, eine Zierde des deutschen Volkes.

Das Perpetuum mobile.

Eine fränkisch-morgenländische Geschichte.

Von
Heinrich Brugsch.

(Schluß.)

Shevalier Florio schneidet das einfältig dümmste Gesicht von der Welt und tritt vorgeschriebenermaßen von der Bühne ab. Wir beide schütteln uns vor Lachen aus.

Mit den zunehmenden Jahren seines Lebensalters gewannen die ehrgeizigen Pläne des Chevaliers die bedenklichste Ausdehnung. Wie es gewöhnlich bei verkannten Größen zu gehen pflegt, überkam ihn ein förmliches Ordensfieber und er benutzte jede Minute seiner freien Zeit, um in tiefster Verschwiegenheit und abgeschlossen von der übrigen Welt ganz außerordentliche Dinge zu leisten. Hinter dem Rücken des Direktors photographierte er einzelne hervorragende Denkmäler des Museums oder stellte Abgüsse davon her. Er sandte ein photographisches Album mit dem fehlerhaftesten Texte in französischer Sprache und auf dem Haupttitel mit der Bezeichnung: „Denkmäler, entdeckt vom Chevalier F. F.“ an verschiedene Museen Europas, fügte nicht selten Abgüsse hinzu und hatte wirklich den Triumph, zwei Orden zu erhaschen, die er mir bei seinem Besuche in meinem Hause mit verständnisvollem Augenzwinkern im Original vorlegte.

Daran knüpfte er folgende Rede: „Sie werden in den nächsten Tagen noch ein ganz anderes Wunder erleben, — comprenez-Vous?“ — er bediente sich gern dieser aufklärenden Einschübung, — „dem der Ruhm meines Lebens steht im Begriff, seinen Höhepunkt zu erreichen. Hören Sie meine Geschichte, die nicht verfehlt wird, Ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie sind der Erste und Einzige, vor dem ich die Ehre habe mein volles Herz auszuschütten.“

Sein Gesicht nahm dabei den Ausdruck des tiefsten Ernüsteres an, seine Augenlider senkten sich, als wollte er sich sam-

meh, um vor mir den Inhalt eines ganzen Lebens auszubreiten. Was konnte ich anders thun, als geduldig mein Ohr dem Bekenntnis einer scheinbar bedrückten Seele zu leihen, die einer notwendigen Entlastung bedürftig war.

„Ich führe nicht den Namen,“ so begann er, „unter welchem mich die Welt kennt. Ich gehöre einem gräflichen Geschlechte an und die Reihe meiner Vorfahren steht glanzvoll in der Geschichte Italiens da. *Comprenez-Vous?*“

„Mein Vater, welcher sich auf der Insel Korfika anständig gemacht hatte und dajelbst ein großes Ansehen besaß, bekleidete die Würde eines *Protomedico*. Er zählte zu den geschicktesten Ärzten des Landes, aber seinem Herzen fehlte trotzdem das Verständnis für die schlummernden Talente seines Sohnes *Francesco*. *Comprenez-Vous?*“

„Unsere Familie war nur klein. Meine Mutter, früh gestorben, hatte zwei Söhne hinterlassen, mich, den älteren, und meinen jüngeren Bruder, auf den sich die ganze Liebe des verwitveten Vaters wälzte. Das verdroß mich, *comprenez-Vous?* Ich hing an, mich dem Hange des Müßigganges zu ergeben, mich mit den Zungen auf dem Gute herumzubalgen und tagsüber das Haus zu meiden.

„Meinem vielbeschäftigten Vater entging am Ende die Veränderung in meinem Wesen nicht und ich hatte bittere Vorwürfe zu erdulden. Als er eines Tages seinen erneuerten Tadel mit den Worten schloß: «Du bist und wirst ein Taugenichts bleiben und Dein Leben lang zu den unbrauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gehören. Nimm ein Beispiel an dem Fleiße und der Wohlerzogenheit Deines jüngeren Bruders und folge seinem Muster nach, um meines väterlichen Segens und Deiner ruhmreichen Vorfahren wert zu sein.»

„Solche Rede meines Vaters — *comprenez-Vous*, *cher ami?* — gab mir einen Stich ins Herz, denn der Hinweis auf das Vorbild meines jüngeren Bruders demüthigte mich tief. Ich, der damals fünfzehnjährige Knabe, Nachkomme eines der ältesten Geschlechter Italiens, floh kurzentschlossen in der kommenden Nacht aus dem väterlichen Hause. Als echter Korse leistete ich vorher an dem Grabe meiner Mutter mir selber einen heiligen Eidswur, nicht eher nach dem elterlichen Hause zurückzukehren, als bis mir die Welt den Kranz unsterblichen Ruhmes um die Stirn geflochten haben würde.

„Ich erreichte unter unfäglichen Schwierigkeiten den Boden Ägyptens, arbeitete, wo sich Gelegenheit dazu fand, und bildete mich in den Wissenschaften und Künsten und im Handwerk selbständig aus. Die Dichtkunst betrieb ich nebenbei mit allem Eifer. Sie war meine Trösterin in manchen trüben Stunden. *Comprenez-Vous?*“

Der Chevalier holte tief Atem, als wolle er neue Kraft zu dem, was folgen sollte, schöpfen.

„Mein Eidswur ist in Erfüllung gegangen, und mein Ruhm für alle Zeiten gesichert. Jahrelang — *comprenez-Vous?* — jahrelang habe ich gegrübelt und im geheimen konstruirt, um das schwierigste aller Probleme zu lösen. Und ich habe es gelöst. Morgen, Freitag nachmittag um fünf Uhr, erbitte ich mir Ihren Besuch. Ich habe Sie als teilnehmenden Freund hochschätzen gelernt und rechne es mir zur besondern Genußthumung, Sie als ersten unter allen meinen Fremden meine Entdeckung kennen zu lehren. *Comprenez-Vous?*“

Er erhob sich langsam und würdevoll vom Stuhl, um mein Zimmer zu verlassen.

Neugierig, wie ich einmal es bin, rief ich ihm zu: „Und diese Entdeckung, sie wäre . . .?“

Er wandte den Kopf ein wenig um und flüsterte mir mit leiser Stimme zu:

„Das *Perpetuum mobile!*“

Nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, wurde mir ganz bedenklich zu Mute. Sollte Florio, wie man so zu sagen pflegt, übergeschnappt sein? Die vernünftige, wenn auch feierliche Art und Weise, in welcher er mich auf seine geheimnisvolle Mitteilung vorbereitet hatte, schien mir indes diese Vermutung auszuschließen, und ich gewöhnte mich allmählich an den Gedanken, daß hinter seinen Reden etwas Wahres, Thatächliches stecken müsse. Natürlich erwartete ich die fünfte Nachmittagsstunde des nächsten Tages mit einer gewissen Spannung.

Pünktlicher wie je hielt mein Wagen zur angegebenen Zeit vor der Thür des Florioschen Hauses an der Brücke. Mein Vorläufer schlug den schweren Eisenlöppel mit lauten Schlägen gegen den Thorflügel; aber es dauerte lange, ehe sich das knarrende, eisenbeschlagene Bollwerk öffnete, um mir Einlaß zu gewähren. Der braune Gjelbube meines werten Freundes, welcher zugleich mit dem Amte eines Hausdieners betraut war, goß eben eine Schüssel mit Blut durchtränkten Wassers über den Hof, daß die Tropfen nur so stieben. Florio, der sonst so höfliche Chevalier, saß nicht auf der Bank neben seinem kleinen Blumengarten, um, seiner sonstigen Gewohnheit nach, mich, den eingeladenen Gast, bei meinem Eintritt zu begrüßen.

Wir schwante, offen gestanden, nichts Gutes, und der Gedanke an das *Perpetuum mobile* war vollständig in den Hintergrund getreten.

„Wo ist Dein Herr?“ fragte ich den Diener. Grinsend wies der braune Gjelb mit der Hand nach einem Fenster im oberen Stockwerke und erwiderte in arabischer Zunge: «*Fok hua ayan u rassuh maksur, schuf ed-dam.*» („Oden, er ist krank und sein Kopf ist zerfchlagen. Sieh hier das Blut.“)

Immer räthelhafter wurde mir die Sache. Ich erstieg mit Hast die steile Steintreppe, auf deren Höhe mir Dame Florio, in seidnem Festgewand und mit frischen Blumen im schwarzen Haar, thränenden Auges und mit allen Zeichen höchster Erregung einer Neapolitanerin, aus der nächsten Zimmerthür entgegenstürzte.

„Excellenz, welch ein Unglück, welch ein Schmerz, welch ein Schicksal! Mein armer Mann, *il poveretto*, die verdammte Höllenmaschine, er wird sterben, ganze Steine sind ihm an den Kopf geflogen. Ach! wie die Wunden klaffen und sein Blut ausströmt. Es ist entsetzlich, ich gehe zu Grunde, die armen Kinder!“

Ich hatte Mühe und Not, die klagende Gattin einigermaßen zu beruhigen und ihr zu empfehlen, zunächst die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen. Das hatte Florio, wie ich hörte, mit aller Entschiedenheit bereits abgelehnt.

Bei meinem Eintritt in das Zimmer, in welchem alles, wie die Hausfrau selber, zu meinem Empfange und zur Ehre des Ruhmestages feierlich geschmückt war, hörte ich ein Wimmern und Stöhnen, daß es hätte Steine erweichen können.

Florio lag auf dem Divan ausgestreckt, das Gesicht totenbleich, den Kopf in weiße Tücher voller Blutflecken gehüllt. Der Puls siebte heftig, und die Zähne klapperten ihm im Munde.

Mein Anblick schien ihn zu beruhigen. Ich sprach ihm Mut zu und betonte die Notwendigkeit des ärztlichen Beistandes. Er nickte schließlich beistimmend mit den Augenlidern, und so empfahl ich mich mit den besten Wünschen für seine Genesung.

Und das verhängnisvolle Perpetuum mobile? so werden meine Leser neugierig fragen. Ich habe es schließlich mit leibhaftigen Augen gesehen und kann deshalb das Geheimnis verraten.

Im Hofe selber, zu dem ich nach genommenem Abschied niedergestiegen war, hantierte der nubische Hausknecht weiter und zeigte bei meinem Anblick mit dem Finger nach einer halb geöffneten Thür, hinter welcher in einem magazinartigen Raume das mörderische Untier ausgestellt war. Und doch sah es so friedliebend aus, als könnte es keinem Kinde etwas zuleide thun.

Der ganze Unterbau des Florioschen Perpetuum mobile bestand aus zusammengefügt starken Balken von etwa 15 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und 6 oder 7 Fuß Höhe. In dem dadurch gebildeten kastenförmigen Raume befand sich ein verzwicktes Triebwerk hölzerner und eiserner Räder, die ineinander griffen und vermutlich durch ihr Geklapper einen höllischen Lärm verursachten. Den eigentlichen Motor bildete ein Hauptrad in der Mitte mit kastenförmigen Ansätzen, aus welchen, ähnlich wie bei einem Pumpwerke, bei der Umdrehung die Last eines schweren Feldsteines in den darunter befindlichen nächsten Kasten fiel. Nach meinem Dafürhalten war die Sache nicht ohne Verständnis und Urteil angelegt. Was Chevalier Florio übersehen hatte, war die nach und nach eintretende beschleunigte Bewegung des Hauptrades und damit des ganzen Getriebes.

Als der Erfinder seines Selbsttruhmes die Maschine, das Perpetuum mobile, vor meinem Eintreffen probeweise arbeiten ließ, trat nach einem gewissen Zeitraum jene beschleunigte Bewegung ein, die Feldsteine flogen dem Erfinder an den Kopf, er brach zusammen, und heulend lief der anwesende nubische Diener zur Sittch oder der Hausherrin, um als Unglücksrabe die Botschaft von dem Geschehenen zu melden.

Ich habe Florio seitdem nicht wieder gesehen, und bei einer zufälligen Begegnung mit ihm auf offener Straße schwenkte er auf seinem Esel ab, um sich, fernab von mir, seinwärts in die Büsche zu schlagen.

Sein geträumter Ruhm war elendiglich an der beschleunigten Bewegung gescheitert, und die Enttäuschung darüber verbitterte die letzten Jahre seines Daseins. Nachdem ihm Frau und Kinder durch den Tod entzissen worden waren, infolge seiner fortgesetzten ärztlichen Hauspraxis, wurde er ein einsamer Mann, der seine Galle auf Araber und Nubier ausspitzte.

Als der Aufstand Arabi Paschas in Cairo zum Ausbruch kam, war er der einzige Europäer, welcher während der eingetretenen Schreckenstage sein Kastell „an der Brücke“ im Araber- viertel nicht verließ, um nach dem Beispiel der übrigen Europäer sein Heil in schleunigster Flucht nach den europäischen Schiffen im Hafen von Alexandrien oder Port Sajid zu suchen.

Das Volk auf der Gasse erstürmte sein Haus, zerstörte

und plünderte sein Hab' und Gut — vermutlich hat das Perpetuum mobile ein gleiches Schicksal erreicht — und der Siebzigjährige wurde dermaßen mißhandelt, daß er bald danach seinen Geist aufgab.

Gebrochen an Leib und Seele, von niemandem beweint und beklagt, von seinen Freunden vergessen, schied er aus dieser Welt, das Urbild des Europäers, welcher im Morgenlande aus der eigenen Haut zu fahren gewohnt ist.

Friede sei seiner Asche!

Der Lichtäther

als Träger der Electricität bei Fernwirkungen.

von

Dr. Adrian.

(Schluß.)

So auffallend die erwähnten Beziehungen zwischen Electricität und Licht auch sind, so könnte man sich nach der Bekanntschaft mit den elektrischen Strahlen und den Gesetzen derselben die Meinung bilden, daß es außer dem Lichtäther noch einen zweiten unwägbareren Stoff, einen elektrischen Äther, gäbe. Von dieser Anschauung, die schon aus Gründen der Einfachheit nicht empfehlenswert wäre, kommt man aber wohl ab, wenn man erfährt, daß nach den Versuchen von Hertz die Ausbreitungsgeschwindigkeit der elektrischen Wellen, welche die Fernwirkungen erzeugen, höchst wahrscheinlich gleich der Lichtgeschwindigkeit ist. Die Methode, deren der erfindungsreiche Forscher sich bediente, ist bewundernswert, wenn sie auch dem Fachmann ziemlich einfach erscheint. Schon mancher Physiker hatte vergeblich dieses Ziel zu erreichen gesucht. Hertz benutzte einen Satz aus der allgemeinen Wellenlehre, daß zwei aufeinander treffende Wellensysteme sich unter gewissen Umständen verstärken, unter anderen dagegen schwächen und sogar aufheben. Um dies begreifen zu können, muß man sich vorstellen, daß die beiden Wellensysteme wie zwei Kräfte auf jedes Teilchen des bewegten Mediums wirken. Sind die Kräfte gleich gerichtet oder nahezu gleich gerichtet, so wird die Schwingung der einzelnen Teilchen verstärkt; haben die Kräfte dagegen entgegengesetzte Richtung, so wird die Schwingung geschwächt oder ganz aufgehoben. Bekanntlich wird ja die Interferenz der Schall- und Lichtwellen auf solche Weise erklärt.

Das erste System elektrischer Wellen ließ Hertz von seinem schon oft erwähnten Messingkörper mit den Konduktorkugeln ausgehen. Hinter denselben stellte er, um ein zweites Wellensystem zu bekommen, eine ebene Wand von Metall. Von dieser wurden dann die elektrischen Wellen zurückgeworfen und trafen vor dem Messingkörper mit den nicht zurückgeworfenen Wellen zusammen. Durch die Fünftchen am elektrischen Resonator, durch ihre Helligkeitszunahme oder durch ihr Verschwinden konnte dann festgestellt werden, ob die beiden elektrischen Wellensysteme sich gegenseitig verstärkten oder abschwächten. Es zeigte sich deutlich, daß dies von der Entfernung abhängt, in welcher sich die zurückwerfende Wand von dem Erreger der elektrischen Wellen befindet. Durch allmähliche Veränderung dieser Entfernung konnten dann die Stellungen ermittelt werden, in denen die Verstärkungen und Abschwächungen am größten waren. Hieraus konnte ein Schluß auf die Länge der elektrischen Wellen gezogen werden. Nach den Gesetzen der Wellenlehre verstärken sich nämlich die Wellen zweier Systeme dann am meisten, wenn ihr Unterschied eine oder mehrere ganze Wellenlängen beträgt. Andererseits aber ist bei einem Unterschied von einer halben Wellenlänge oder von ungeraden Vielfachen einer halben Wellenlänge die Abschwächung am größten. Man denke sich nun den geradlinigen elektrischen Resonator parallel mit der Axe des Messingcylin-

ders vor demselben aufgestellt. Man denke sich ferner die Wand zunächst in die unmittelbarste Nähe des Messingcylinders gebracht und dann nach und nach weitergerückt. Die Versuche von Hertz haben gezeigt, daß mit der wachsenden Entfernung der Wand die Funken am Resonator zunächst schwächer werden, bis sie schließlich ganz verschwinden. Um ein bestimmtes Beispiel zu geben, wollen wir annehmen, die größte Abschwächung tritt ein, wenn die Wand um acht Centimeter von dem Erreger der Wellen entfernt ist. Da die reflektierten Wellen diesen Weg hin und zurück, also zweimal, durchlaufen müssen, ehe sie mit den direkten Wellen vor dem Messingkörper zusammentreffen, so folgt, daß die halbe Länge der elektrischen Wellen gleich sechzehn Centimeter, die ganze Wellenlänge also gleich zweiunddreißig Centimeter ist. Demgemäß müßte also, wenn die Wand um sechzehn Centimeter vom Messingkörper entfernt ist, die größte Verstärkung der beiden Wellensysteme eintreten. Dies ist durch den Versuch bestätigt worden. Wird die Wand noch weitergerückt, so wiederholen sich die Erscheinungen.

Auf diese Weise konnte Hertz die Länge seiner elektrischen Wellen messen. Es zeigte sich dabei, daß bei verschiedenen Wellenerregern die elektrischen Wellen auch verschiedene Längen hatten. Die Dimensionen des Messingkörpers, oder allgemeiner ausgedrückt, des Leiters, durch den die Entladung der Elektrizität vor sich ging, erwiesen sich als von wesentlichem Einflusse auf die Wellenlänge. Ein längerer Leiter erzeugte auch längere Wellen. Hertz hat mit Wellen gearbeitet, deren Länge nach Decimetern und sogar nach Metern rechnete. Durch die größere Länge unterscheiden sich die elektrischen Wellen sehr wesentlich von den Lichtwellen. Die letzteren messen bekanntlich nur kleine Bruchteile eines Millimeters.

Die Messung der Länge elektrischer Wellen hat Hertz namentlich deshalb ausgeführt, um aus ihr die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Wellen zu bestimmen. Nach einem Grundgesetze der Wellenlehre ist nämlich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit gleich der Wellenlänge multipliziert mit der Schwingungszahl. Unter der Schwingungszahl versteht man dabei die Zahl der Schwingungen, welche jedes Teilchen des bewegten Mediums in der Sekunde macht. Oben wurde gesagt, daß eine elektrische Entladung kein einfacher Vorgang ist, sondern aus einer Reihe von Schwingungen besteht. Durch die Beobachtung des Funkenbildes in einem schnell rotierenden Spiegel kann man ermitteln, wieviel Zeit zwischen zwei aufeinander folgenden Elementarentladungen vergeht. Daraus läßt sich sofort berechnen, wieviel Schwingungen auf eine Sekunde kommen. Die Schwingungen der Ätherteilchen muß man sich übereinstimmend mit den Elementarentladungen denken. Also ist die gefundene Zahl die Schwingungszahl. Die Multiplikation mit der Wellenlänge giebt dann endlich das gewünschte Resultat, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit. Dabei ergab sich für Hertz ein Resultat, welches der Lichtgeschwindigkeit von etwa zweiundvierzigtausend Meilen in der Sekunde nahe kam. Daß die Übereinstimmung keine ganz genaue war, nimmt niemanden, der mit solchen Sachen vertraut ist, wunder. Jede Beobachtung und jede Messung ist mit unvermeidlichen Beobachtungsfehlern behaftet, die das daraus abgeleitete Resultat innerhalb gewisser Grenzen unsicher machen. Bei so schwierigen Versuchen, wie die von Hertz angestellten, war eine große Genauigkeit in der Bestimmung von Zahlen nicht gut möglich. Immerhin aber ist durch diese Versuche und die Resultate derselben die Übereinstimmung der Ausbreitungsgeschwindigkeit elektrischer Wellen mit der Lichtgeschwindigkeit sehr wahrscheinlich gemacht worden.

Wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß der Äther auch die elektrischen Kräfte fortträgt, so erscheinen uns die Fernwirkungen der Elektrizität nicht mehr wunderbar. Sie hören überhaupt auf, Fernwirkungen im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, denn der Übergang von der Kraftquelle zur Wirkungsstelle ist für unsere Begriffe nicht mehr ein unvermittelter. Die Kraft wirkt nun von Punkt zu

Punkt im Raume, von einem Ätherteilchen zum nächstfolgenden.

Jeder, der nach einer klaren Auffassung der Naturerscheinungen strebt, wird diese neue Erkenntnis über die Elektrizität als einen Fortschritt feiern. Er wird sich aber auch nicht verhehlen, daß dieselbe nur einen Anfang bildet, daß noch viele andere Fragen beantwortet werden müssen, ehe die Wissenschaft das Wesen der geheimnisvollsten aller Naturkräfte, der Elektrizität, ergründet hat.

Wie ist die Wirkung des elektrisch erregten Äthers auf die wägbare Materie zu erklären? Das ist wohl die nächstliegende Frage. Wir sehen ja so vielfach die Elektrizität als bewegende Kraft auftreten. Also müssen doch die feinen Ätherteilchen auf die gröberen körperlichen Moleküle eine Wirkung ausüben. Über die Art dieser Wirkung fehlt uns bisher noch jede Vorstellung. Bei dem, was man die Leitung der Elektrizität nennt, hat man bisher an eine Übertragung von Molekül zu Molekül gedacht. Nach den Resultaten der Hertz'schen Forschungen möchte es scheinen, daß der Äther auch bei der Leitung eine Hauptrolle spielt. Bekanntlich wird die Elektrizität durch metallische Drähte mit einer ungeheuren Geschwindigkeit fortgeleitet. Dies ist kaum anders erklärlich als dadurch, daß die Ätherteilchen in dem Draht oder, was vielleicht noch richtiger ist, an der Oberfläche des Drahtes die elektrische Erregung mit der ihrer großen Feinheit angemessenen Beweglichkeit forttragen. Wahrscheinlich erleiden sie dabei von den körperlichen Molekülen eine gewisse Hemmung, die aber nur einen Teil der Geschwindigkeit ihrer Ausbreitung vernichten kann.

Über die Geschwindigkeit der Elektrizität in Drähten sind schon vor längerer Zeit mehrfache Versuche angestellt worden. Die erste Messung rührt von Wheatstone her, welcher sie im Jahre 1834 machte. Eigentlich kann man sie nicht eine Messung nennen, sondern nur eine Abschätzung, da die ganze Versuchsmethode keine Genauigkeit zuließ. Wheatstone erhielt für seinen Kupferdraht, durch den er den Strom einer Leydener Flasche hindurchgehen ließ, eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit, die, für die Sekunde berechnet, zweiundsechzigtausend Meilen ergab. Diese Zahl war also viel größer als die ziemlich genau bekannte Lichtgeschwindigkeit von zweiundvierzigtausend Meilen. Das Resultat Wheatstones wurde vielfach angezweifelt und ist ganz und gar unverträglich mit der Vorstellung von der Übertragung der elektrischen Kraft durch den Äther. Die Messungen an langen Telegraphendrähten haben wesentlich andere Zahlen ergeben. Freilich weichen diese Zahlen auch untereinander ab. So fanden Hizeu und Soumelle die Geschwindigkeit in einem Eisendraht von vier Millimeter Durchmesser gleich dreizehntausend Meilen, in einem Kupferdraht von zweiundeinhalb Millimeter gleich vierundzwanzigtausend Meilen. Diese Zahlen sind im Lichte der vorgetragenen Ansicht wohl begreiflich.

Bekanntlich zeigt der Magnetismus sehr viele Beziehungen zur Elektrizität. Ein elektrischer Strom wirkt ablenkend auf eine Magnetnadel, ein bewegter Magnet erzeugt in einem Leiter einen Induktionsstrom. Auch die Gesetze der Anziehung und Abstößung des Nord- und Südmagnetismus sind den Gesetzen gleich, denen die Elektrizität folgt. Der Physiker Ampère hat daher auf Grund mehrerer Thatfachen eine Theorie des Magnetismus aufstellen können, welche die magnetischen Wirkungen auf das Vorhandensein elektrischer Ströme im Innern der magnetischen Körper zurückführt. Ampère sagt, daß die kleinsten Teilchen eines Magneten von beständigen elektrischen Strömen in einer zur Axe des Magneten senkrechten Richtung umkreist werden. Die Wirkung eines Magneten nach außen ist bekanntlich eine solche, daß man sich denselben durch kreisförmige elektrische Ströme ersetzt denken kann. Die Wichtigkeit dieser Theorie vorausgesetzt, würde man sagen können, daß auch der Magnetismus seine Fernwirkungen durch die Vermittelung des Äthers vollführt. Die Verbreitungsgeschwindigkeit der magnetischen Wirkungen müßte dann dieselbe sein,

wie die Lichtgeschwindigkeit. Wenn also ein Elektromagnet erregt wird, so müßten Magnethadeln, welche sich in verschiedenen Abständen vom Elektromagneten befinden, nicht absolut gleichzeitig von der Kraft getroffen werden, sondern nacheinander mit gewissen, allerdings ungeheuer kleinen Zeitunterschieden, welche der Lichtgeschwindigkeit entsprechen. Freilich ist es äußerst schwierig und wenig aussichtsvoll, hierüber messende Versuche anzustellen, da die Wirkung eines Magneten bei großen Entfernungen unmerklich ist. Sollten jedoch solche Versuche gelingen und sich dabei die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Magnetismus gleich der Lichtgeschwindigkeit ergeben, so würde dies ein starker Beweis für die Ampèresche Theorie sein und zugleich eine indirekte Bestätigung der Versuche von Hertz.

Als gänzlich unerklärt bleiben nun noch die Fernwirkungen der Gravitation übrig. Wie kommt es, daß die Sonne aus einer so ungeheuren Entfernung auf die Erde zu wirken vermag? Das Newtonsche Gravitationsgesetz ist nur ein einfacher Ausdruck der vorhandenen Thatsachen, aber es giebt keine Aufklärung über das große, weltbewegende Räthsel, welches die Kraft selbst in ihren Fernwirkungen darbietet. Ist es wirklich möglich, daß diese Kraft die ungeheuren Massen der Himmelskörper durch den Raum rollen kann, ohne einen Riesenarm auszustrecken, ohne eine Brücke hinüberzuspannen? Der menschliche Geist wird ratlos, wenn er ernstlich bestrebt ist, sich diese Möglichkeit begreiflich erscheinen zu lassen. Je mehr er darüber nachdenkt, daß die fortschreitende Erkenntnis der Natur für die Fernwirkungen anderer Kräfte einen Träger, einen Vermittler gefunden hat, um so lebhafter erscheint der Wunsch, um so dringender das Geistesbedürfnis, für die Gravitation etwas Ähnliches zu haben. Trägt der Aether, der ja auch im leeren Weltraum ist, vielleicht auch die Gravitation, ebenso wie er das Licht und die Elektrizität trägt? Ist die Gravitation eine besondere Kraft, oder ist sie vielleicht nur eine elektrische oder magnetische Erscheinung? Bekanntlich folgt ja die Gravitation dem Hauptgesetze der Anziehung zwischen zwei ungleichartigen elektrischen oder magnetischen Polen. Aber vor diesem größten Geheimnis der gewaltigsten aller Kräfte wird der forschende Mensch wohl noch lange ahnungsvoll, doch wissenschaftlich stehen bleiben und die Schranken seiner Geisteskraft empfinden müssen.

„Der Katzensteg.“

Von

F. M.

Der Adel hat keines seiner Vorrechte so schnell und so gern aufgegeben, wie das lastenreiche Vorrecht des „Obligiertheins.“ Noblesse oblige gilt nicht mehr. Es heißt jetzt häufiger: Reichthum verpflichtet, Glück verpflichtet, Erfolg verpflichtet.

So wird auch Hermann Sudermann durch den starken und nachhaltigen Erfolg seines Schauspiels „Die Ehre“ genötigt sein, in seiner Kunstübung nur Hohes und Bleibendes anzustreben. Aber der Erfolg, der den glücklichen Künstler nur für die Zukunft verpflichtet, scheint für die allgemeine Kritik rückwirkende Kraft zu besitzen. Der neue Name wird mit ganz neuer Betonung ausgesprochen, und wie ein Kunsthändler, wenn ein Bild von sich reden gemacht hat, sofort eine Ausstellung sämtlicher alter Werke desselben Mannes zu veranstalten sucht, so beeifern sich Buchhändler und Zeitungen, um den glücklichen Künstler mit seiner Vergangenheit zu verfolgen. Die Natur ist nicht so geschäftlich. Ich habe noch von keiner Schlange gehört, welche von dem Glanze ihrer neuen schönen Haut so bethört gewesen wäre, daß sie eine Sammlung ihrer abgestreiften Schlangenhäute veranstaltet hätte. Und jedem wahrhaften

Künstler ist seine Vergangenheit, ja selbst eben schon die letzte, sein Glück begründende Schöpfung, eine abgestreifte Haut.

Die helle Beleuchtung des Bühnenerfolges ist nun auf Hermann Sudermanns Roman „Der Katzensteg“ gefallen. Wer ihn in kritischer Thätigkeit bisher zu lesen verjäumt hatte, mußte ihn jetzt vornehmen, um die Bekanntschaft mit dem Dichter eines so kraftvollen Stückes zu erweitern. „Der Katzensteg“ war einige Zeit vor dem Drama geschrieben worden, und es mußte einen großen Reiz gewähren, ein Pater peccavi zu sagen und einzugestehen, daß man den Dichter schon vor der Aufführung des Stückes hätte entdecken müssen. Nicht etwa als bloßes Talent. Denn das Talent des Verfassers verrät sich in allen größeren Werken, und selbst die flüchtigsten Skizzen waren Talentproben. „Der Katzensteg“ aber war dem Erfolge unmittelbar vorausgegangen und mußte als Buch mehr sein.

Ich habe den Roman in einem Zuge ausgelesen, ohne aus der sogenannten Spannung herauszukommen. Der Verfasser arbeitet mit überraschenden Motiven; die größte Überraschung boten aber die Ergebnisse der literarischen Untersuchung.

Vor allem finden sich in dem Romane, welcher in Ostpreußen zur Zeit der Freiheitskriege spielt, bereits die beiden Figuren (oder Tendenzen), welche zu Gunsten des Stückes entschieden haben, das die heutigten Berliner Volkstheatre zur Anschauung bringt. „Die Ehre“ hat da, wo die niederen Schichten geschildert werden, durch den Vater, der mit der Verfluchung der Tochter Komödie spielt, und in den Gesellschaftsschichten mit dem Reservelieutenant, der den falschen Ehrbegriff vertritt, die größte Wirkung erreicht. Beides findet sich, unfertig und nicht ganz wahr, schon im Romane.

Ein betrunkenen Tischlermeister, dessen Tochter die Maitresse eines Barons geworden ist, hat ihr das Geld, welches ihr als Nebenverdienst zugefallen ist, zwar abgenommen, posiert aber immerwährend als gekränkter Vater und spricht jedesmal heuchlerische Entrüstung aus, wie z. B.: „Kein, Herr, verflucht hab' ich das Frauenzimmer — mein Fleisch und Blut bist Du nicht mehr — hab' ich ihr gesagt.“ Die ganze Stelle könnte wörtlich in dem Theaterstücke vorkommen.

Die Scene, in welcher der Sohn eines schlauen Gastwirts, der Reservelieutenant, seine Begriffe von Ehre entwickelt, ist mit der entsprechenden im Stücke nicht so völlig gleich; dennoch ist für ein aufmerksames Ohr die Zusammengehörigkeit nicht zu verkennen.

Nun wäre diese Thatsache für Sudermann beschämend, wenn es ein Zeichen von Armut wäre, daß er die gleichen Motive wieder benutzt hat. Davon kann aber gar nicht die Rede sein. Es ist im Gegenteil ein prächtiges Zeichen der wachsenden künstlerischen Potenz, daß Sudermann die Motive, welche ihm das erste Mal mißlingen und mißlingen mußten, mit gereifter Kraft noch einmal vornimmt und nicht ruht, bis er sie gezwungen hat. Der burleske Vaterfluch des alten Trunkenboldes im Romane ist noch nicht bezeichnend genug, weil die Tochter dieses Vaters ein Wunder von Edelmut ist und der Vater bald darauf als ihr Mörder und als Wahnsinniger ernst genommen sein will; ganz abgesehen davon, daß durch denselben Roman allerlei sonstige Flüche als wirksame Motive ihr Wesen treiben.

Noch größer ist der Abstand zwischen den beiden ehrenhaften Reservelieutenants, dem des Schauspiels und dem des Romans. Offenbar hatte Sudermann die realistische Figur des Romans längst konzipiert, als er sie — bewußt oder unbewußt — für seinen Roman aus dem Befreiungskriege verwenden zu können meinte. Aber diese plastische Gestalt, in die alte Zeit und in die dörflichen Verhältnisse hinein verjetzt, verlor alle Lebenswahrheit und war auch dann nicht zu retten, wenn der Lieutenant so sympathisch geworden wäre, wie er nach Anlage des Planes eigentlich hätte werden müssen.

* Hermann Sudermann. Der Katzensteg. Roman. Berlin. F. u. F. Lehmann. 1890.

Die zweite Überraschung für den Leser, welcher den „Kazenteg“ deshalb zu lesen unternahm, weil das realistische Drama ihn auf den Dichter aufmerksam gemacht hatte, muß der romantische Zug des Ganzen sein. Romantisch im guten und auch im bösen Sinn ist das Buch, und ist doch wieder ein neues Zeugnis für die moderne Rücksichtslosigkeit seines Verfassers. Eine kurze Hindeutung auf den Inhalt wird das ohne viel Theoretisieren erklären.

Nach dem Feldzug von Anno 13 kehrt Boleslav von Schranden in seine ostpreussische Heimat zurück. Unter falschem Namen hat er den Krieg mitgemacht, unter falschem Namen ist er zum Lieutenant der Landwehr erwählt worden. Er schämte sich seines wahren Namens, weil der alte Baron, sein Vater, ein Verräter am Vaterlande geworden war, vor sechs Jahren den Franzosen eine preussische Heeresabteilung ausgeliefert hatte, nicht um persönliche Vorteile willen, sondern aus einer (nicht hinlänglich motivierten) Begeisterung für die polnische Sache. Gerade wie Boleslav heimkehrt, muß er vernehmen, daß sein Vater nach jahrelanger Achtung gestorben ist, und daß der Leichnam unberdigt liegen bleiben soll. An der Spitze seiner Getreuen erzwingt er, die Pistolen in der Hand, ein ehrlisches Begräbnis; dann beginnt er ein Wildlingsleben in dem niedergebrannten Schlosse seiner Väter. Das Mädchen, welches die Franzosen auf des alten Barons Geheiß damals über den Kazenteg geführt hatte (der preussische Führer, welcher das Mädchen nicht zerstören ließ, hätte vor ein Kriegsgericht gestellt werden müssen), und welches die einzige Magd, Sklavin und auch Maitresse des Verräters gewesen war, bleibt bei dem Sohne mit hündischer Treue. Während Boleslav die Papiere des Vaters nach Milderungsgründen für die furchtbare Schuld durchforscht, während er eine schreckliche Anklage auf Desertion zu bestehen hat, und schließlich durch königliche Gnade zum Kapitän der Landwehr befördert wird und das eiserne Kreuz erhält, geht in seiner Seele ein unaufhörlicher Kampf vor sich zwischen einer alten Knabenliebe zu dem blonden Pfarrerstöchterlein und einer neuen gewaltigen sinnlichen Leidenschaft für Regine, die Maitresse des Vaters, welche in den Ruinen sein Leben teilt und am Ende mit ihm in demselben Zimmer schlafen muß. Es kommt zu schwülen Auftritten, in denen die Tugend Siegerin bleibt, ohne daß es recht klar wird, ob die Vergangenheit der Dirne oder die Zukunft an der Seite der Pfarrerstochter für das gute Prinzip den Ausschlag giebt. Die Wollust wird sehr hübsch abgemalt und der Teufel dazu. In der Entscheidungsnacht — der Roman spielt sehr oft zur Nachtzeit — entpuppt sich das Pfarrerstöchterlein als eine berechnende Gans; und Boleslav will eben zu seiner Regine zurückkehren, um zur größeren Ehre der Tugend wieder einmal mit ihr ein bißchen zu raufen, da wird Regine von ihrem eigenen Vater erschossen, und die Gefahr, auch dieses Vatererbe anzutreten, ist beseitigt. Wir erfahren nur noch, daß Boleslav in Frankreich den Heldentod gestorben ist.

Ich will gleich bemerken, daß mir zwei Stücke dieses Buches vorzüglich erscheinen; der Kampf um das Begräbnis ist von hinreißender Schönheit, und das Stelldichein mit der alten blonden Geliebten so naturwahr, wie nur die besten Auftritte des Schauspiels „Die Ehre.“ Aber trotz der Spannung, welche das Ganze durchzieht, trotz der Feinheit der landschaftlichen Schilderungen und der Kraft vieler Dialoge ist die Handlung dennoch nicht in dem Sinne glaubhaft, in welchem Poesie (im Gegensatz zu einem historischen Romane) glaubhaft sein soll. Es mag das alles mit Fluch und Mord, mit Wahnsinn und Liebe im Befreiungskriege so möglich oder sogar wirklich gewesen sein, es ist doch kein Ereignis, dem wir in allen seinen Motiven folgen können. Selbst die Lokalität ist bei aller Beschreibungskunst nicht so einfach, daß wir immer folgen können. Vollends die Verknüpfung der Liebesgeschichte mit der Haupthandlung ist so wenig gelungen, daß sie, die dem Romane für jugendlich erregbare Leser einen Hauptreiz verleihen mag, den großen Stoff trotz allem Mystizismus und aller Farbenpracht doch bedenklich bergab zieht. Das war ein-

mal eine Aufgabe, welche in großem Stile, ohne jede Frauenzimmergeschichte, hätte gelöst werden müssen.

Dissip Schubin hat in ihrem ersten großen Romane, welcher übrigens „Ehre“ heißt, eine verwandte Fabel erfunden. Ein Kavalier hat in seiner Jugend einen Gaunerstreich begangen und gewinnt seine verlorene Ehre erst auf dem Schlachtfelde wieder. Sudermann wollte tiefer greifen. Nicht eigene Schuld, die Schurkenthat des Vaters soll geführt werden. Und ganz wie in den besten Stellen seines Schauspiels klingen — nur viel zu leise — die verwegenen Fragen an: Trägt der Sohn für den Vater eine Verantwortung? War die That des Vaters wirklich so unmenschlich, daß sie unmenschliche Strafe verdiente?

Wenn Sudermann hält, was „Die Ehre“ versprochen hat, wird er künftighin die schönsten und schwersten Seiten seines Stoffes nicht fallen lassen, um mit glühender Phantasie eine Nebenfigur zur Hauptsache zu machen. Sein Erfolg wird ihn verpflichten, auch die Phantastik der Sprache zu zügeln, welche im „Kazenteg“ oft seltsame Formen annimmt.

Das Werk eines Dichters von ungewöhnlicher Kraft ist auch dieser Roman; aber die Kraft war bei seiner Schöpfung noch nicht so reif, daß die nachhinkende Kritik sich wegen der Veräumnis einen Vorwurf zu machen hätte. Hermann Sudermann — das ist die Lehre — hätte bei seiner früheren Gelegenheit, als bei der Aufführung von „Ehre,“ entdeckt werden können.

Kleine Kritik.

Skandinavische Bücher.

1. Georg Brandes: Essays.

Dr. Georg Brandes hat im Laufe eines Monats zwei Bände Essays herausgegeben. Der eine handelt von dänischen, der andere von fremden Persönlichkeiten. Alle Aufsätze sind vorher in Zeitungen und Zeitschriften (zumeist dänischen) erschienen; die beiden Bücher, in denen sie jetzt gesammelt sind, bieten einen Blick aus der Vogelperspektive über Georg Brandes' journalistische Wirksamkeit während der letzten Jahre.

Die geschilderten Persönlichkeiten gehören sehr verschiedenen Zeiten und Nationalitäten an und repräsentieren sehr verschiedene Gebiete geistiger Wirksamkeit: Luther und Zola, Nietzsche und Holberg, Fitzer und Garborg, Wilhelm Scherer und Corneille, Byron und Donatello. Die Anlässe, aus denen die Essays geschrieben worden, waren auch von sehr verschiedener Art: eines berühmten Mannes Tod, wie Scherer, eine brennende Tagesfrage, wie Luther in der berühmten nordischen Sittlichkeitsdebatte, ein lyrischer Erguß in intim persönlicher Betrachtung, wie der St. Georg von Donatello. Und auch der Charakter dieser Essays ist so verschieden, daß sie zusammen ein sehr buntes Mosaik bilden: Gestalten aus einem Guß und torpoartige Bruchstücke, verschleierte Physiognomien, Charakteristiken, Abhandlungen, Biographien. Das eine Stück gleicht einer Zuntengarbe im Dunkel, das andere einer tausenden Feuerflamme — wie z. B. die Gedächtnisworte am hundertjährigen Geburtstag Byrons; neben einem künstlerisch geformten Sarkophag, der die Leiche eines großen Mannes umschließt, steht ein ärmlicher Schrein, der nichts als eine einzige kleine Gedankenperle enthält.

Trotz dieser äußeren Mannigfaltigkeit machen die beiden Essayjammungen einen einheitlichen Eindruck. Denn ihnen allen zu Grunde liegt ein und dieselbe Persönlichkeit, die, wenn sie auch im Ausdruck wechselt, doch immer dieselbe bleibt: in ihrem Aufschwung, in polemischer Schärfe, in kritischer Unternehmung. So stark hat sich diese Persönlichkeit dem Leser nahe gefühlt, daß der Verfasser es wagen konnte, im letzten Artikel des zweiten Bandes sein eigenes Bild fast unverfälscht hinzustellen und mit einer subjektiv hymnenartigen Anrufung seines Schutzheiligen, des St. Georg von Donatello, zu schließen, ohne daß man sich verwundert oder peinlich berührt fühlt. Denn in diesem Mann, dessen tragisches Los es war, obgleich selbst ein wälscherischer Künstler und eine freie Intelligenz, die Dämme für die Sündflut des skandinavischen Demokratismus zu durchstechen, ist, schon in seinem au-

hem Wesen ausgeprägt und von seinen intimsten Sympathieen widergespiegelt, eine Ähnlichkeit mit den italienischen Renaissanceotypen.

2. Herman Bang: Tine.

Herman Bang ist Scandinaviens extravagantester Mann. Sein erotisches Aeußere ist eine Legende über den ganzen Norden. Als Vorleser hat er auf seinen Towneem volle Häuser und interessierte Zuhörer gehabt; was er zu sagen hatte, war wohl dann und wann gemischtes Kompott von halbbrohem Obst und halbsaurem Obst, aber das riesige Bouquet im Knopfloch seines Fracks und die Schwermut seiner Attitüden waren immer gleich unwiderstehlich. — Kokett und sentimental — er ist es auch als Schriftsteller, als Novellist und Feuilletonist. Er hat seine Persönlichkeit ungeniert und in bedeutendem Grade als Reklame benutzt, und der Zufall ist ihm dabei zu Hilfe gekommen: sein erstes großes Buch wurde von der Polizei beschlagnahmt, was ja eine ganz gute Reklame für ein Buch ist, und als er einige Jahre später nach Deutschland auswanderte, wurde er als „mißliebzig“ ausgewiesen, was sein Antifonius-Antitz in eine noch romantischere Beleuchtung setzte. Seine guten Eigenschaften als Schriftsteller waren ein intensives Verständnis der gleichzeitigen jungen Generation und eine Stimmungsinnerlichkeit, die doch oft übrig blieb, wenn der Zucker und Sirup der Sentimentalität sich ausgefondert hatten. Sein Hauptwerk: „Hoffnungslose Geschlechter,“ eine Schilderung der dänischen Jugend, deren erste Kindheitseindrücke die Schläge von 1864 waren — eine überreflektierte, hoffnungs- und mutlose, lebensunfähige Jugend — enthielt viel erlebte, persönliche Erfahrung und übte eine tiefe Wirkung auf die damals Jungen.

Herman Bangs neuer Roman „Tine“ ist eine Episode aus dem Kriege von 1864. Das Thema ist eine Liebesverbindung zwischen einer Schullehrer-tochter und einem Förster. Tine liebt ihren Förster, darüber ist der Leser gleich im Klaren; die Gefühle des Försters sind dagegen ein trüberes Wasser. Nachdem man hundert Seiten gelesen, reduzieren sie sich bei ihm plötzlich zu dem Wunsch, das Mädchen eine Nacht zu besitzen, ein leider allzu menschliches Phänomen, das nicht dazu angethan ist, weiteres Interesse zu erwecken, da der eine Kontrahent der flachste aller Förster, der andere die bescheidenste aller Schulmeister-töchter ist. Zu dieser trivialsten aller Liebesgeschichten läßt Herr Bang den Kanonendonner das Accompagnement bilden. Schlägt man das Buch zu, so hat man zwei Empfindungen: von dem Kanonendonner, der einen ganz wüst im Kopf gemacht, und von dem zitternden Stiltgelee, in dem man hat herumwaten müssen.

3. Viggo Stuckenborg: Messias.

Herr Stuckenborg gehört dem allerjüngsten litterären Dänemark an, dem, das noch auf der Schwelle seines Daseins steht. Er hat früher eine Sammlung Gedichte und einen kleinen Roman „Im Übergang“ geschrieben.

Ebenso wie in den beiden früheren Arbeiten verrät sich in der eben erschienenen Erzählung ein Künstler-temperament, das ausgeprägt dänisch ist, so typisch dänisch, daß die individuellen Ergänzungslinien und Vertönungen fast ganz zu fehlen scheinen. Er hat so gut wie nichts zu sagen, aber das Nichts, das er zu sagen hat, bringt er ganz fein und reizend vor. Er hat keinen Fond von Erfahrung, keinen gesichteten Gedankenvorrat, — aber er hat die echt dänische Gabe, aus dem Wenigen, das er hat, ein ästhetisch feinsinnmedendes Gerücht zu bereiten. Das Gepräge seiner Produktion erinnert an einen dänischen Buchenwald im allerersten Blätter-springen, dünnes, ängstlich zartes, schwachgefärbtes Laub; und an denselben Wald im Spätherbst, wenn er alle seine Blätter verloren und wie ein leichter, violetter Rauch in der linienlosen Zeichnung seines Geistes dasteht. Und dieses Gepräge ist mehr als individuell; es ist volkstypisch; es ist der Ausdruck des träumenden Seelenlebens, das erst von einer Zukunft träumt und später von diesem Zukunftsraum träumt, der so hastig entwichwand und nie zu mehr als einer schönen Erinnerung wurde.

Demnächst ist Herrn Stuckenborgs kleines Buch dänisch durch das Leben und die Menschen, die es schildert. Sein Thema ist die Generation, die sich in diesen Tagen hervor-drängt im öffentlichen Leben als „das jüngste Dänemark.“ Alle diese jungen Leute sind Träumer ohne Erfahrung, ohne Erlebnisse, ohne eine Basis von Bildung, ohne ein ins Auge gefaßtes Ziel; im besten Fall besitzen sie einen wohlmeinend christlichen Enthusiasmus, im allgemeinen sind sie Labane, die in Radikalismus machen, weil sie keine Lust zu ihrem Universitäts-examen haben.

Der beste dieser Jünglinge verläßt die Koterie, weil ihm vor dem leeren, rohen Geschwätz eckelt, und als er bei dieser Gelegenheit im Lager der gesellschaftsverbessernden Sozialdemokraten landet, entdeckt er, daß er gar nichts weiter als ein Schuljunge ist, der am besten thäte, sich in die vortreffliche Erziehungsanstalt des Lebens und der Selbsterziehung zu begeben. Durch diesen Ab-schluß eröffnet das Buch eine Perspektive von Möglichkeiten und Zukunft, die dasselbe über das enge Milieu erhebt, aus dem es hervorgegangen und das es schildern will — das typische Milieu des gedrückten dänischen Studentenlebens. Ola Hansson.

Henrik Ibsen 1828—1888. Ein litterarisches Lebensbild von Henrik Jäger. Deutsch von Heinrich Zschalig. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Witten, 1890.)

Die gewaltige Erscheinung Ibsens ist so plötzlich in unserer litterarischen Stille aufgetaucht, daß sich bei Freund und Feind recht verkehrte Auffassungen über sein eigentliches Wesen gebildet hatten. Daran war vor allem schuld die unchronologische Ordnung der Werke, wie sie uns rasch hintereinander bekannt wurden; oft konnte man Zweifeln begegnen, ob dies oder jenes Drama wohl ein alter oder ein neuer Ibsen sei. So sind auch heute noch besonders die Gegner Ibsens recht wenig vertraut mit seinem sehr interessanten Entwicklungs-gang vom revolutionären Apotheker-lehrling zum Romantiker, und von da zum ersten Dramatiker unserer Zeit, zum erklärten Individualisten in psychologischer und ethischer Hinsicht. Diese Entwicklung Ibsens lernen wir recht anschaulich aus dem Jägerischen Buche kennen, das sich besonders auszeichnet durch möglichst ruhig objektive Darstellung, wenn auch die Begeisterung des Verfassers für Ibsen nicht zu verkennen ist. l.

Es war einmal . . . Moderne Märchen von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Cie., 1890.)

Meist recht hübsche kleine Erzählungen bietet uns Ganghofer hier, die als Kalender-geschichten vorzüglich wären, aber doch fast zu dürftig für den prächtig ausgestatteten Band, der uns vorliegt. Märchen in dessen sind es keine, auch nicht moderne. Unsere Zeit ist immer noch jung und frisch genug, um sich im echten, klaren Märchenquell zu baden, der dem Lande der Phantasie entspringt. Ganghofers Geschichten aber haben sich in einer Masken-verleihanstalt einigen Zitter geliehen und sind nur maskierte Märchen. Fast alles Wunderbare, was sich in den Märchen ereignet, stellt sich heraus als ein Traum oder eine Fieberphantasie, oder es besteht in einer bösen oder guten Vorbedeutung: Ein Mädchen stolpert, wie es den Berg besteigt, — später stürzt es eine Felswand herab; ein Gelehrter übersteigt seiner jungen Frau zu Weihenachten das „Verlorene Paradies“ — und die Frau stirbt, und dergleichen. Der Zufall und das elementare Unglück spielen überhaupt in den Geschichten eine etwas zu große Rolle, und doch sollte gerade das Märchen, das alles in der Natur personifiziert und alles ins Gebiet des Moralischen hinüberspielt, damit am wenigsten zu thun haben. — So sind denn gerade die Geschichten, die auf allen märchenhaften Aus-pug verzichten, die besten in dem Bande; das sind: „Thür an Thüre,“ „Zum Höllenkobel,“ „Der Glücksucher“ und noch einige andere. l.

Gesänge und Balladen von Johann Friedrich Lahmann. (Bremen, Verlag von W. Heinsius Nachfolger, 1890.)

Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald von H. Robert. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Cie., 1890.)

Die Anthologie ist das charakteristische Buch für die Lyrik unserer Zeit. In eine Auswahl auch aus ganz modernen Lyrikern wird man immer mit der begründeten Hoffnung herantreten können, Gutes und Treffliches zu finden. Wer aber nähme heutzutage ein Buch ohne Mißtrauen in die Hände, das nur Gedichte eines ihm unbekanntem Autors enthält? Und dieses Vorurteil ist nicht unberechtigt; die Erfahrung lehrt, daß man durch solche Bücher fast stets in dem Verfasser einen trefflichen, warmherzigen Menschen kennen lernt, der auch oft formell Tüchtiges leistet, und doch — es fehlt das kleine Etwas, das die Verse zum Gedicht und das Gedicht zum Lied macht.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gib mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Damit charakterisiert Goethe weniger den Dichter des „Befreiten Jerusalem“ als den Lyriker, aber nicht jeder findet den richtigen Ton, in dem er uns seine Leiden und Freuden mitteilen muß; und manchem mag wohl beim Schreiben seiner Gedichte das Herz hoch geschlagen haben, wenn ihm nicht gar die Thränen die Baden herunterließen, — und doch lassen uns seine Verse ganz kalt. Das ist bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen momentane Sache des Gefühls, und der Kritiker kann nichts davon nehmen und nichts dazu thun, außer die Gründe zum ersten Eindrucke aufzudecken.

Unter den Gesängen und Balladen von Johann Friedrich Lahmann befindet sich kein einziges Gedicht, das einen Eindruck in uns hervorriefe, der dem überschwenglichen Gefühle, das offenbar den Dichter bei der Niederschrift bewegte, irgendwie gleiche. Freilich ist uns auch dieser überschwängliche, klopstockische Dithyrambentone keineswegs sympathisch. Manches von dem, was Herr Lahmann sagt, könnte uns in kerniger Prosa viel angenehmer als in diesen kurzgehaften Versen. Ein Beispiel für viele: In dem längeren Gedichte „Das Maskenfest“ wird die Ermordung eines Mädchens auf einem Maskenballe erzählt. Um uns nun mitzuteilen, daß ein Arzt, der auf dem Balle anwesend war, der Verwundeten Beistand leisten wollte, erhebt der Dichter also seine Stimme:

„Süße, Rettung,
Wird er sie bringen
Fort der Wüsthende? — (A. 1.)
Durch das Gekrücht
Macht er sich Bahn“ u. s. w.

Diese jeraphischen Klänge durchtönen auch das ganze lange Gedicht „Auf den Tod Kaiser Friedrichs“ (S. 71—110). Aber in unserer realen Zeit stehen uns, um bei diesen Beispielen zu bleiben, das Bild eines Arztes, der auch im Maskengewühl seine Berufspflicht erfüllt, und vor allem das Bild unseres Kronprinzen viel zu lebendig und plastisch vor Augen, als daß uns Herrn Lahmanns nebelhafte Oden nicht unangenehm berührten.

Weit günstiger lautet unser Urteil über die Lieder und Bilder vom Schwarzwald, die H. Robert in einem Buche gesammelt, dem er den wenig angemessenen Namen „Abnoba“ gab. Freilich gelten unsere allgemeinen Bemerkungen auch für ihn. Auch er vermag es nicht, durch seine meist objektiven Schilderungen der Naturschönheiten des Schwarzwaldes in uns die Gefühle zu erwecken, die ihn offenbar ganz erfüllen. Für poetische Schilderungen, die nicht wirkliche Stimmungsbilder sind, die nicht von Subjektivität getränkt sind (wie etwa Heines „Nordsee“ oder Goethes „Meeresstille“ oder Stormsche Gedichte), gelten noch heute die abweisenden Worte, die Lessing in seinem Laokoon über Hallers Beschreibungspoeie sprach. Roberts Gedichte sind weit geschmackvoller, sie zeugen von hoher Formvollendung, aber sie sind zu ruhig objektiv, um durch musikalische Stimmung erwecken zu können, was aller Poesie an Plastik abgehen muß.

Nur in einigen seiner Gedichte ist es dem Verfasser gelungen, uns Vollgültiges, Treffliches zu bieten. Sehr hübsch sind „En passant“, „Waldbesipuren“ und „An meine Mutter“, vortrefflich, besonders auch wegen ihrer humoristischen Stimmung, die „Wald-Metaphysik.“ Sehr angesprochen hat uns auch das letzte Gedicht der Sammlung: „Achraus“, das mehr als fast alle andern würzige Waldluft atmet, und dessen Spitzen gegen die Kritiker uns nicht im mindesten verletzt haben. 1.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Anekecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich. Von Dr. Heinrich Pröhle. (Potsdam 1889, August Stein.)

Der Verfasser bietet uns sehr gründliche Forschungen meist aus entlegeneren Gebieten der Literaturgeschichte. Aufsätze wie die über Goethe und den Harz (S. 28—73), Carl Philipp Moritz (S. 144—170) und einige andere dürften stofflich kaum viel Interesse erregen, und auch die etwas trodene Darstellung ist nicht allzu anziehend. Manches ist etwas zu fein ausgeklügelt, wie der Gedanke in „Faust und die Uhr von Sansjourci“ bei der Darstellung von Fausts Tod habe Goethe der Geist Friedrichs des Großen vorgeschwebt, weil damals eine Uhr im Schlafzimmer des Königs stehen blieb und es bei Goethe heißt: „Die Uhr

steht still — — — Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht. Der Zeiger fällt. — — — Er fällt, es ist vollbracht.“ Am wertvollsten sind die Abhandlungen „über Goethes Hermann und Dorothea“, „Iphigenie und das Wintermärchen“ und „Bürgers Lenore“, wertvoll vor allem auch, wie der Verfasser richtig bemerkt, für den Schulunterricht. Es ist nur in Ordnung, daß er, im Gegensatz zu der ästhetischen Betrachtungsweise Humboldts und Schlegels, bei Hermann und Dorothea stark das politische und vaterländische Moment betont. Freilich verfährt er dabei nicht minder einseitig als seine Vorgänger, die überdies die Dichtung wohl mehr in Goethes Sinn interpretierten: aber diese veränderte Betrachtungsweise ist charakteristisch für den Wandel der Zeiten. 1.

Nachtigalls Grab. Ein Negerroman in zwei Bänden von dem Afrikareisenden Dr. Bernhard Schwarz. (Leipzig, Eduard Balbamus, 1890.)

Eine amerikanische Dame, die in ihrer Überpanntheit ihren Bräutigam, einen Marineoffizier, laufen ließ, begiebt sich später nach Afrika, kommt nach mannigfachen Abenteuern in die höchste Lebensgefahr, aus der sie — ihr zufällig eben an Afrika vorbeifahrender Bräutigam errettet. — Ein Neger, der dem Verfasser als böses Prinzip sehr gute Dienste geleistet hat (er verwendet ihn als Koué, Staatsverschwörer und Mörder), wird gerade in dem Momente, wo er ihn nicht mehr brauchen kann, von einem Haijisch gefressen. Der Verfasser schreibt über dieses Kapitel: „Ein Gottesurteil.“ — Im übrigen brauchte man nicht gerade nach Afrika zu reisen, um einen Roman zu schreiben, der nicht im mindesten hinter den schlechtesten Kolportageromanen zurücksteht. 1.

Florentiner Novellen von Isolde Kurz. (Stuttgart. G. J. Böschensche Verlagshandlung, 1890.)

Bis in die jüngste Zeit hinein war die epische Gattung der dramatischen und lyrischen gegenüber offenbar im Vorprung: mit den novellistischen Schöpfungen Heines und Storms, den Romanen Reuters, Frentags, Spielhagens konnte es kaum ein Dramatiker oder Lyriker aufnehmen. Fast will es uns bedünken, als ob das für die nächste Zukunft anders würde und die epische Gattung das Stiefkind unserer Jüngsten werden soll. Wenigstens sind ihre epischen Versuche so voll von formloser Lyrik, so überaus reich an langatmigen Beschreibungen, die der Plastik ins Handwerk pfeuchen, daß auch ein ausgesprochener Realist und, wenn man will, Naturalist manchmal sich noch gerne zu den Vertretern einer älteren Richtung wendet, wo er wenigstens sicher ist, epischen Stil zu finden. Ihn in hohem Grade zu besitzen, ist das Verdienst der Florentiner Novellen von Isolde Kurz. Mit der psychologischen Vertiefung der Charaktere dagegen nimmt es die Verfasserin nicht so genau, und auch die Stoffe der zwei ersten und der letzten Novelle sind nicht gerade originell. Gut dagegen, auch in dieser Hinsicht, ist die dritte Novelle „Der heilige Sebastian“, die uns in die Tage Lorenzos des Großen zurückführt: den Hintergrund bildet der Kampf Savonarolas gegen die Verderbnis der Zeit, während im Vordergrund uns die Entwicklung eines sinnlich angelegten Malers bis zum Märtyr vor Augen geführt wird. 1.

Sühne. Roman von Wilhelm von Polenz. Zwei Bände. (Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden, 1890.)

Die Handlung dieses Romanes hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Paul Lindauschen „Der Zug nach dem Westen.“ Hier wie dort steht im Mittelpunkt der Handlung ein Ehebruch, der in beiden Fällen dadurch „gefühnt“ wird, daß die Frau im Wochenbett stirbt. Im übrigen unterscheidet sich der vorliegende Roman teils zu seinen Gunsten, teils zu seinen Ungunsten von dem Vorgänger. Mit der blanken, feingeschliffenen Sprache Lindaus kann er es nicht aufnehmen, ebenso wenig mit den Schilderungen des äußeren Gesellschaftslebens. Dagegen ist er ihm überlegen in der Darstellung des Seelenlebens und in der Wahrheit und Konsequenz der Handlung. Vor allem ist zu loben, daß der Verfasser sich nicht bemüht hat, die Gestalt des betrogenen Ehemannes in ein möglichst schlechtes Licht zu stellen, wie denn diese Figur neben der des Arztes Konrad Burt vielleicht die beste des Romanes ist. 1.